

DENKEN + GLAUBEN

Nr. 176 Sommer 2015

Zeitschrift der Katholischen Hochschulgemeinde für die Grazer Universitäten und Hochschulen

www.khg-graz.at



ÜBERSCHREITUNGEN



Editorial

„Der Mensch wird am Du zum Ich“

Martin Buber († 13.6.1965)



ÜBERSCHREITUNGEN

Überschreitungen (2)

Ein Kommentar
von Roberta Maierhofer

Grenze (3)

Von Konrad Paul Liessmann

Von Grenz- und Graubereichen – Überschreitungen im Sport (6)

Von Anton Tauschmann

„Wo immer es einen gemeinsamen Einsatz
für die Armen und für Gerechtigkeit gibt,
ist das wunderbar.“ (8)

Peter Rosegger sprach mit P. Christian Troll SJ

Die (Selbst-)Überschreitung des Martyriums zwischen Authentizität und Fanatismus (10)

Von Florian Mittl

Grenzen des Lebens – Wer DEFINIERT die Überschreitung? (12)

Claudia Unger sprach mit
Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Erna Pfeiffer

Die Linie, die nur wenige überschreiten. (16)

Von Florian Traussnig

Wussten Sie schon? Europa ist im Krieg gegen einen imaginären Feind, und das schon seit 2004. (20)

Martina Linzer sprach mit Marie-
Dominique Aguilon

Die Erinnerung ist das einzige Paradies / Spomin je edini paradiž (22)

Von Lojze Wieser

„Den Weg nach vorne offen lassen“ (24)

Von Christian Lager

Das Zeitalter des leeren Grabes (26)

Von Bruno Almer

Dächer unter Sternen (27)

Von Harald Koberg

KHG - AKTUELL (28)

Zum vierten und letzten Mal beschäftigt sich eine Ausgabe unserer Zeitschrift mit unserem Jahresschwerpunkt „Grenzen“. Diesmal unter dem ambivalenten Titel „Überschreitungen“.

Als der Komponist und Experimentalkünstler John Cage 1966 vom Musiktheoretiker Heinz-Klaus Metzger nach dem Besuch einer Probe der Merce Cunningham Dance Company vor dem Betreten eines Restaurants auf den Pariser Champs-Élysées gefragt wurde, worin der Unterschied zwischen gewöhnlichem Türöffnen und dem Türöffnen und Überschreiten der Schwelle als künstlerischer Aktion bestehe, antwortete dieser: *„If you celebrate it, it's art: if you don't, it isn't.“* Etwas oder jemand durch die geschärfte Wahrnehmung in seinem Eigenwert zu „feiern“ und dadurch zu erheben, war die Weise, wie Cage im Alltäglichen die Grenze zum Kunstwerk überschreiten wollte. Der Künstler Leo Zogmayer hat diesen Satz vor einigen Jahren als Schwellenmarkierung auf eine Metalltafel an der Tür der Hauskapelle im Studierendenhaus in der Leechgasse geschrieben. Wirkliche Überschreitung ist erst durch Sammlung und gesteigerte Aufmerksamkeit möglich. Der spirituelle Reformator Romano Guardini hat dies in seinen Schriften zur Liturgie immer wieder betont und gerade im Blick auf die Sammlung vor der Feier der Eucharistie seinen phänomenologischen Grundsatz zugespitzt, dass etwas *„erst dann wirklich und voll erfasst wird, wenn man ihm gegenüber die entsprechende Haltung einnimmt“*.

Óscar Romero, der am 24. Mai in El Salvador selig gesprochen werden wird, hat als Erzbischof die in seinem Land von einem diktatorischen Unrechtsregime willkürlich errichteten Grenzen zwischen Arm und Reich immer wieder überschritten und musste dies schließlich mit dem Leben bezahlen: Vor 35 Jahren wurde er während der Feier einer Messe am Altar erschossen. Die Maxime seines Lebens, die er wenige Wochen zuvor in einer Predigt formulierte hatte, konnte sein Mörder damit allerdings nicht auslöschen, sie erhielt nur umso größeres Gewicht: *„Transzendenz bedeutet nicht: zum Himmel schauen, an das ewige Leben denken und über die Probleme der Erde hinweggehen. Vielmehr handelt es sich um eine Transzendenz, die dem menschlichen Herzen gilt. Sie bedeutet, sich auf das Kind, auf den Armen, auf den in Lumpen Gekleideten, auf den Kranken einzulassen, in die Elendshütten und Häuser zu gehen und mit ihnen allen zu teilen. Transzendenz bedeutet, aus der Mitte des Elends selbst diese Lage zu überschreiten, den Menschen zu erheben, ihn voranzubringen und ihm zu sagen: Du bist kein Abfall. Du gehörst nicht an den Rand. Das Gegenteil ist der Fall: Du hast eine große, große Bedeutung.“*

Eine anregende Lektüre wünscht
Alois Kölbl, Hochschulseelsorger

Kurz vor Drucklegung erreichte uns die erfreuliche Nachricht, dass unser neuer Bischof Dr. Wilhelm Krautwaschl den Schlussgottesdienst des akademischen Jahres am 21. Juni um 17Uhr im Dom feiern wird.

Überschreitungen

Kommentar

Von Roberta Maierhofer

Es verwundert vielleicht, dass ein zumeist negativ besetzter Begriff – etwa Grenzüberschreitung, Kompetenzüberschreitung – zum Motto dieser Ausgabe von Denken+Glauben gewählt wurde. Wir sind vom Alltag her gewohnt Überschreitungen zu vermeiden, sind sie doch meist mit Sanktionen belegt. Daher erscheinen uns selbst Überschreitungen in einer ersten meist emotionalen Reaktion eher ärgerlich, fast unheimlich. Erst in der Reflexion darüber nehmen wir den möglichen Sachverhalt wahr und fragen uns, was zu dieser Überschreitung geführt hat. Damit wird die Klarheit der ersten Reaktion verlassen und stattdessen die Offenheit einer Frage zugelassen. Auch wenn das anfängliche Befremden nicht aufgehoben wird, so beginnt mit der Frage eine Auseinandersetzung der Sache wegen. Überschreitungen machen unter diesen Umständen etwas zum Thema. Zunächst vielleicht nur am Rande, bei wiederholten Malen wird immer mehr Aufmerksamkeit angezogen. In der Kunst war lange Zeit von „Provokation“ im Falle einer Überschreitung die Rede, die sie in der Gesellschaft darstellt. Der Steirische Herbst etwa wurde einige Jahre so wahrgenommen. Gegenwärtig sind die „Provokationen“, denen sich die Gesellschaften ausgesetzt sehen, massiver und können nicht mehr in die Kunst zurückverwiesen werden, sondern fordern die ganze Gesellschaft heraus: Arbeitslosigkeit, Migration, Schulden, Globalisierung, Ökologie, Terrorismus, um einige der weitreichendsten Überschreitungen, der „lautesten Provokationen“ dieser Tage anzuführen. Auch in diesem großen Maßstab ist bereits zu erkennen, dass nicht selten auf die Überschreitung von einer Seite eine solche auf der anderen erfolgt. Stichwort Datensicherheit. Stichwort Fremdenfeindlichkeit. Stichwort Sparkurs. Überschreitungen legen den Finger in die

offenen Wunden einer Gesellschaft, sie schmerzen daher und verlangen von uns eine Neubestimmung der Wirklichkeit, die unser Leben ist.

Neben der tagesaktuellen Bewältigung von Überschreitungen, der sich die Gesellschaften nicht entziehen können, brauchen wir ganz notwendig das Eingehen auf die uns von den Überschreitungen angezeigte Gestaltbarkeit der Wirklichkeit. Bringen uns Überschreitungen in Verlegenheit, sind es jedoch wiederum wir, die diese Verlegenheit in eine Frage oder in Fragen packen können. Als Menschen haben wir den Zugang zur Gestaltung der Wirklichkeit, wobei sich eine Beziehung zwischen uns und der Wirklichkeit auftut, unserem Leben Konturen verleihend. Welche das sind, darüber muss in der Gesellschaft debattiert werden, denn diese Konturen sind es, die überschritten werden, die neu bestimmt werden müssen. Das betrifft nicht nur Konturen wie staatliche Grenzen, Gesetze, Institutionen, Technologie, sondern auch Werte, Wissen im weitesten Sinn, Denken und Glauben, wodurch unser Leben als Menschen in der Wirklichkeit erst fassbar wird. Nur insofern Überschreitungen in einen Dialog überführt werden können, beschränken oder gefährden sie nicht unser Leben, sondern stellen Schritte zur Erweiterung der menschlichen Gegenwart in der Wirklichkeit dar und machen somit jene ständige fundamentale Überschreitung unseres Lebens in Richtung des einen, uns allen zur Aufgabe gestellten Lebens sichtbar.



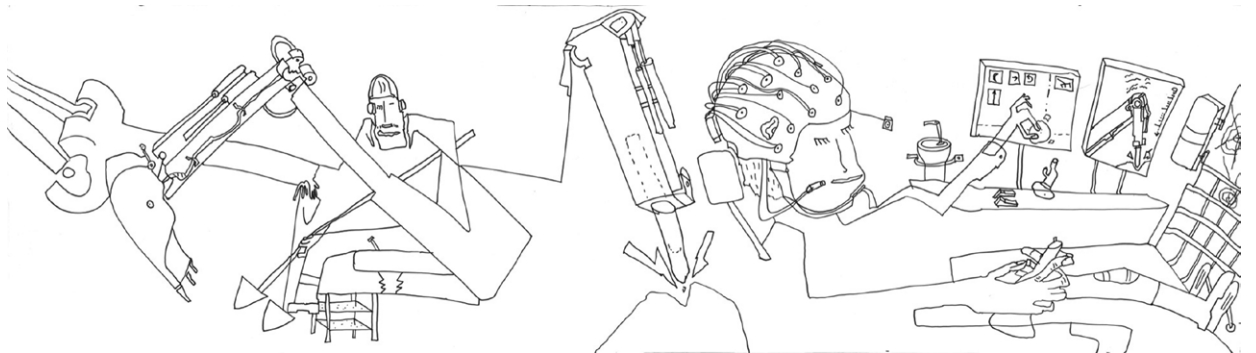
Foto: Furgler

Univ. Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ
Roberta Maierhofer,
Professorin der (Inter)
Amerikanistik und Leiterin
des Zentrums für Inter-
Amerikanische Studien (C.IAS)
der Universität Graz. *Adjunct
Associate Professor* an der
State University of New York
at Binghamton/USA. Von
1999 bis 2011 Vizerektorin für
Internationale Beziehungen
der Universität Graz.

Grenze

Hier und dort, hüben und drüben, diesseits und jenseits, reich und arm, ausgeschlossen und zugehörig, chancenlos und hoffnungsfroh, bedroht und in Sicherheit. Und dazwischen verläuft die Grenze.

Von Konrad Paul Liessmann



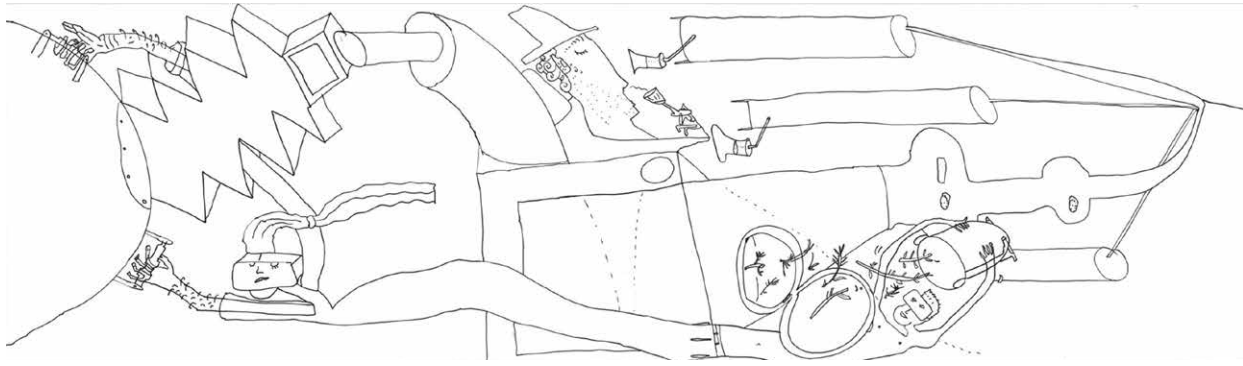
Grenzen scheiden und unterscheiden, Grenzen machen Unterschiede sichtbar und schaffen sie, Grenzen markieren Differenzen oder geben diese vor, und sie geben Auskunft darüber, auf welcher Seite man sich befindet. Grenzen definieren, geben Orientierung und möchten das fern halten, was nicht dazugehört scheint. Grenzen spalten, ziehen Gräben, bauen Mauern: Stätten der Inhumanität. Grenzen schützen, geben Sicherheit, ordnen die Welt, fordern auf, den Anderen zu achten und zu respektieren: Bedingungen guten Lebens. Grenzen trennen, was doch zusammengehört, Grenzen signalisieren, dass nicht alles zusammengehören kann. Grenzen zeigen, dass Menschen nicht nur miteinander, sondern auch nebeneinander leben, vielleicht leben müssen.

Grenzen sind allgegenwärtig: als Barriere, als Pfosten, als Kontrolle, auf dem Land, im Wasser und in der Luft, im Körper, im Herzen und im Kopf. Grenzen definieren politische Gemeinschaften und staatliche Souveränität, Grenzen scheiden die Menschen nach sozialen, kulturellen, religiösen, sprachlichen und ethnischen Kriterien, Grenzen beschränken als Regeln und Normen unser Handeln und Verhalten, Grenzen sorgen als scharfe Definitionen für Klarheit im Denken. Und Grenzen sind der Ausdruck dafür, dass es irgendwann auch einmal

genug sei könnte: Grenzen des Wachstums, Grenzen der Märkte, Grenzen der Gerechtigkeit, Grenzen des Wohlfahrtsstaates, Grenzen der Belastbarkeit, Grenzen der Mobilität, Grenzen der Verschmutzung, Grenzen der Verständigung, Grenzen der Toleranz, Grenzen des Erträglichen, Grenzen der Machbarkeit.

Keine Grenze ist ewig, keine Grenze ist für alle und für alle Zeiten festgelegt. Grenzen sind, in der Politik, in der Moral, im sozialen Leben Menschenwerk. Grenzen sind deshalb prinzipiell veränderbar, sie können verschoben und neu gezogen werden, sie können durchlässig oder rigide bewacht sein, man kann sie unüberwindbar machen und sie werden doch überwunden werden. Kein Grenzwall, der für immer gehalten hätte, kein Gebot, dass nicht übertreten worden wäre, keine Regel, die nicht verletzt worden wäre, kein Imperativ, dem man sich nicht widersetzen könnte, kein Grenzwert, der nicht je nach Interesse und Konjunktur nach oben oder unten korrigiert worden wäre.

Jede Grenze ist ein Paradoxon. Sie trennt und sie verbindet gleichzeitig. Was immer die Grenze scheidet, was immer auf der einen und auf der anderen Seite der Grenze liegt: diese Grenze ist deren gemeinsame Grenze. Grenzen markieren auch Nähe und Nachbarschaften. Eine gemeinsame



Grenze verbindet auch diejenigen miteinander, die nichts anderes mehr gemein haben als eben eine gemeinsame Grenze. Grenzen signalisieren deshalb ihrer Logik nach immer folgendes: Hier ist dieses, aber dort ist jenes – und es gibt dieses Dort. Etwas als Grenze bestimmen, bedeutet deshalb immer, schon an das zu denken, was hinter der Grenze liegt – eine Gefahr, eine Verheißung, eine Hoffnung, ein Geheimnis, eine bessere Welt oder die Fortsetzung dessen, was überall ist. Gerade dort, wo Grenzen gezogen werden, um etwas ein für alle Mal abzugrenzen, wird dies nie gelingen. Jeden, der an einer Grenze steht, stellt sich diese eine Frage: Stehenbleiben oder Weitergehen. Grenzen, wie immer sie auch bestimmt sein mögen, wo immer sie ihnen begegnen, stellen uns vor das uralte Problem aller Moral: Was soll ich tun. Zugespitzt könnte man sagen, dass überhaupt erst die Existenz von Grenzen, von Regeln, von Verboten, von Richtwerten uns vor diese Frage stellt. Nicht derjenige, der ohnehin alles tun könnte, muss sich fragen, was er nun tun soll, sondern derjenige, dem eine Grenze gezogen wird. Denn nun muss er sich entscheiden – die Grenze respektieren oder sie überschreiten. Wo alles möglich ist, muss auch nichts geschehen. Grenzen schränken Möglichkeiten ein und provozieren gerade deshalb: zu einem Versuch, einer Reflexion, einem Protest, einer Einsicht, einer Übertretung.

Dort, wo es Grenzen gibt, gibt es auch Grenzgänger. Unentschiedene, die sich nicht auf die eine oder andere Seite der Grenze festlegen lassen wollen, die sich einmal hier, dann wieder dort bewegen, die das Dazwischen zu einer Existenzform gewählt haben: Zwischen wissenschaftlichen Disziplinen, zwischen Kunstgattungen,

zwischen Religionen, zwischen Lebensstilen, zwischen sexuellen Orientierungen, zwischen allen Stühlen. Solch ein Dazwischen lässt sich aber erst denken und leben, wenn es die Grenze gibt, die ich immer wieder in die eine oder andere Richtung überschreiten oder unterlaufen kann. Und ähnlich verhält sich mit der Grenzüberschreitung. Grenzen hinauszuschieben, an äußerste Grenzen zu gelangen, diese womöglich zu überschreiten, gehört zweifellos zu den stärksten motivierenden Kräften des Menschen. Im Gegensatz aber zu einem Horizont, an den man gelangen möchte und den man doch nie erreichen wird, weil er immer zurückweicht, erlaubt es die Grenze auch zu wissen, wann sie überwunden wurde. Ohne Grenzen wüssten wir weder im Denken noch im Leben, dass es das Andere gibt, das man erreichen kann. Aber Vorsicht: Eine Grenze gegen den Willen desjenigen, der sich wirklich oder metaphorisch auf der anderen Seite befindet, zu überschreiten, war immer ein aggressiver Akt und wird dies auch bleiben. Auch die Integrität von Individuen und Gemeinschaften ist im doppelten Sinn des Wortes begrenzt.

Grenze. Kaum ein Begriff erzeugt so viele ambivalente Assoziationen. Auf den ersten Blick und fasst man diesen Begriff in seiner politischen Bedeutung, scheint die Grenze etwas zu sein, was es besser nicht gäbe. Die Idee „Europa“ lebt vom Pathos fallender, schwindender, bedeutungslos gewordener Grenzen. Der Fall der Berliner Mauer, das Zerschneiden des Eisernen Vorhangs, der Abbau der Grenzkontrollen im Schengenraum: Das sind die Erfahrungen von Grenzenlosigkeit, die das Bewusstsein dieses Kontinents bestimmen. Doch dem Fallen der Binnengrenzen korrespondiert die steigende Bedeutung von befestigten und kontrollierten

„GEISTERSTUNDE: DIE PRAXIS DER UNBILDUNG“

Prof. Dr. Konrad Paul Liessmann

spricht über sein jüngstes Buch und über Chancen und Herausforderungen für die Zukunft der Bildung.

Moderation: **Prof. DDr. Reinhold Esterbauer**,
Professor für Philosophie und Dekan der Kath. Theol.
Fakultät Graz

DI 19. MAI, 19:30

QL-Vortragssaal, Leechgasse 24/I. Stock, 8010 Graz

*In Kooperation mit dem Inst. f. Philosophie an der Kath.
Theol. Fakultät*

Außengrenzen. Wenn Grenzen Zugehörigkeiten und Identitäten markieren und symbolisieren, dann definiert sich Europa nicht nur über die Bedeutungslosigkeit verschwundener Binnengrenzen, sondern über seine befestigte und gesicherte Außengrenze: Wo diese verläuft, wie sie gestaltet wird, wie durchlässig sie ist und welche Möglichkeiten der Grenzüberschreitung sie zulässt.

Weltweit gesehen nehmen, trotz oder wegen der Globalisierung, die Grenzen zu. Wo neue Staaten entstehen, wo Minderheiten sich emanzipieren, wo Imperien zerfallen, entstehen sofort neue Grenzen: am Balkan, in Afrika, auf dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion. Das Gefühl, eine Herrschaft abgeschüttelt und endlich zu sich gefunden zu haben, eine Gemeinschaft eigenen Rechts bilden zu können, drückt sich sofort in der Etablierung einer Grenze aus. Sie zieht einen scharfen Trennungsstrich gegenüber einem ehemaligen Machthaber, und sie soll nun die neu entstandene politische Gemeinschaft zumindest solange schützen, solange sich diese noch unsicher und gefährdet fühlt. Für Menschen, die aus welchen Gründen auch immer, einen eigenen Staat wollen, sind Grenzen deshalb immer auch Linien der Sehnsucht, ihre Realisierung immer auch ein Zeichen dafür, dass ihr Wunsch nach Souveränität Wirklichkeit geworden ist. Später, wenn sich die Verhältnisse entspannt haben, können solche Grenzen auch wieder an Bedeutung verlieren, manchmal ganz verschwinden.

Grenzen sind aber nicht nur der sichtbare Ausdruck, mit dem sich politische Gemeinschaften ihrer Einheit und Souveränität vergewissern, sie sind auch Ausdruck, dass wir nicht in einer Welt, sondern in vielen politischen,

sozialen und kulturellen Welten leben. Deren Differenzen drücken sich auch in Grenze aus. Auf der einen Seite dieser Grenze lebt es sich anders als auf der anderen. Solche eine Grenze zu überschreiten, bedeutet deshalb nie nur, den Ort zu wechseln, sondern in andere Verhältnisse zu gelangen. Fallen politische Grenzen, heißt das nicht, dass es keine sozialen Grenzen mehr gibt. Manchmal ist es einfacher, in ein anderes Land zu emigrieren, als das Villenviertel der Stadt, in der man lebt, zu betreten.

Für Migranten ist die Grenze deshalb eine höchst paradoxe Erfahrung. Einerseits ist sie ein Hemmnis, das Hindernis, das, auf welchem Wege auch immer und oft unter dem Einsatz hohen Risikos, überwunden und umgangen werden muss, andererseits ist gerade diese furchtbare Grenze Ausdruck der Hoffnung, dass dahinter alles anders, alles besser wäre. Wer vor einer totalitären Herrschaft fliehen muss, wer einer ökonomischen oder ökologischen Katastrophe entgehen will, wer für sich und seine Familie bessere Lebenschancen sucht, muss wissen, wann er dort ist, wo dieses andere Leben möglich ist. Er muss eine Grenze überwinden – das kann ihm schwer gemacht oder erleichtert werden. Aber nur weil es diese Grenze gibt und weil sie zwei unterschiedliche Welten, zwei unterschiedliche Lebensformen trennt, lohnt es sich, sie zu überwinden. Solange es Differenzen in der politischen Verfasstheit von Gemeinschaften gibt, solange es verschiedene Gesellschaftsformen gibt, solange es starke Gefälle im Wohlstandsniveau von Ländern und Regionen gibt, solange die Lebensbedingungen und Lebenschancen auf diesem Planeten ungleich verteilt sind, wird es auch die entsprechenden Grenzen geben, die immer beides sein werden: Signale des Ausschlusses und das Versprechen eines besseren Lebens.

Der Beitrag ist erschienen in: Özkan Ezli/Gisela Staupe (Hg.): *Das neue Deutschland. Von Migration und Vielfalt*. Konstanz University Press 2014, 137-140.



Foto: Zsolnay/Corn

Prof. Dr. Konrad Paul Liessmann, geboren 1953 in Villach. Professor am Institut für Philosophie der Universität Wien. 2004 Ehrenpreis des österreichischen Buchhandels für Toleranz im Denken und Handeln. 2010 Donauland-Sachbuchpreis. Publikationen u. a. „Theorie der Unbildung“ (2006), „Das Universum der Dinge“ (2010), „Lob der Grenze“ (2012), „Geisterstunde: Die Praxis der Unbildung. Eine Streitschrift“ (2014).

Von Grenz- und Graubereichen – Überschreitungen im Sport

Persönliche Grenzüberschreitungen zählen wohl zu den größten Zielen eines Sportlers oder einer Sportlerin. Im Spitzensport werden leider auch allzu oft moralische Grenzen überwunden.

Von Anton Tauschmann

2005 bestritt ich in Graz meinen ersten Halbmarathon. In der Vorbereitung hatte ich die Distanz von 21,1 Kilometer nie absolviert, weswegen es während des Wettkampfs sehr spannend war, meinen persönlichen Grenzbereich kennenzulernen. Das Suchen nach persönlichen Grenzen und deren Überschreitung stellt eine spannende Erlebnisdimension dar, wie sie der Sport liefern kann. Im Sport suchen Menschen „nach intensiven Erlebnissen der Selbstwirksamkeit, des Könnens und des Aufgehens im Tun, nach Wettkampf-, Gemeinschafts-, Entspannungs- oder Risikoerlebnissen.“¹ Ein solches sportliches Erlebnisfeld bieten etwa die sogenannten Extremsportarten, deren Ziel es ist bis zur äußersten physischen und psychischen Belastbarkeit zu gehen. Entscheidende Merkmale sind in diesem Sportsegment vor allem die Auseinandersetzung mit sich selbst und mit dem Augenblick. Freilich hat diese intensive Form des Versuchs der Grenzüberschreitung auch ihre Kehrseiten: Die durchaus gängige Redewendung „No risk, no fun“ erhält im Extremsport eine neue, existentielle Bedeutung. Vielfach agiert der Tod als stetiger Begleiter bei solchen Unternehmungen, ja wird dessen bedrohliche Präsenz auch bewusst in Kauf genommen. Ein zweites Gefahrenmoment liegt auch im nicht seltenen Erreichen eines euphorischen, mitunter rauschartigen Zustands, der in einer verzerrten Wahrnehmung der Umgebung münden kann, wie etwa auch die Affäre rund um den österreichischen „Skyrunner“ Christian Stangl und dessen vermeintliche Besteigung des K2 im Spätsommer 2010 zeigte. Ähnliche Phänomene sind etwa auch im Laufsport zu beobachten, wenn das Auftreten von Schmerzen durch die gesteigerte Produktion von Endorphinen kompensiert wird.

Schneller, höher, weiter

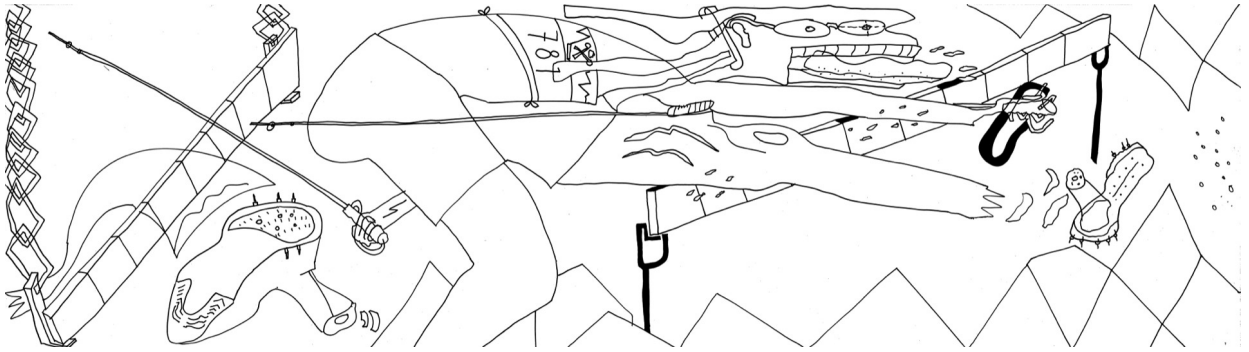
Nachdem ich bei meinem ersten Halbmarathon gut ins Ziel gekommen bin, ging es im zweiten Versuch, ein Jahr später, darum, die aufgestellte Zeit zu verbessern. Die Motivation, Bestleistungen zu erbringen und auf diese Weise bereits erreichte Höhen nochmals zu überschreiten, stellt gerade für viele SportlerInnen, die in ihrem Bereich

schon viele Wettkämpfe gewonnen haben, eine besondere Herausforderung dar, wie etwa Lindsey Vonn in einem aktuellen Interview klarstellte: „Gerade Rekorde sind mir sehr wichtig, da ich dadurch auch nach meiner aktiven Karriere in Erinnerung bleibe.“² Diese Jagd nach Superlativen, wie sie Usain Bolt mit seinem „Fabelweltrekord“ über den 100m Sprint oder der mit 18 Goldmedaillen erfolgreichste Olympionike Michael Phelps setzen, wird großzügig von Sponsoren mittels hoher Weltrekordprämien gestützt.

Hand in Hand mit dem von der Öffentlichkeit geprägten Lechzen nach Rekorden geht auch eine Neuausrichtung sportlicher Großveranstaltungen, wie etwa den Olympischen Spielen. So wird die der olympischen Idee inhärenten Philosophie des „Dabei sein ist alles“, mit ihrer impliziten Botschaft, wonach das Antreten wichtiger als das Siegen sei, nach und nach von der Devise des „Noch schneller – noch höher – noch stärker“ verdrängt und als antiquiertes Motto für IdealistInnen verspottet – ein Umstand der sich auch auf organisatorischer Ebene widerspiegelt.

Gigantomanie vs. Ethik

Es reicht nicht mehr, die besten Spiele auszurichten, die es je gab, vielmehr müssen es auch zugleich die besten Spiele sein, die es je geben wird. Ein Anspruch, der auch zu hohen Kosten führt, wie die Olympischen Winterspiele von Sotschi in unfassbarer Weise aufzeigen: Kosteten 21 Winterspiele bis 2014 47,53 Mio. €, verschlangen die Spiele in Sotschi allein 50,8 Mio. € und somit mehr als alle zuvor stattgefundenen Spiele zusammen.³ Offen bleibt in diesem Zusammenhang oft die Frage der Nachhaltigkeit, wie viele KritikerInnen dem IOC vorwerfen: Nicht selten wird bei den Olympischen Spielen von „Kommerziaden“ gesprochen, die dem IOC nützen und den jeweiligen Gastgeber mit schweren



ökologischen, ökonomischen, sozialen und politischen Problemen und Überschuldung zurücklassen.⁴ Nicht zuletzt deswegen scheint die Ausrichtung Olympischer Spiele oder Weltmeisterschaften finanziell vermehrt von einem kleinen elitär-finanziellen Kreis von Ländern zu stemmen zu sein, der darüber hinaus politisch nicht ganz unbedenklich ist.

Beispiel aus der jüngeren Zeit ist hierfür neben den Spielen in Sotschi vor allem die umstrittene Vergabe der Fußball-Weltmeisterschaften 2022 an das Wüstenemirat Katar. Auf einer Fläche vergleichbar mit jener von Oberösterreich, sollten für die Weltmeisterschaft 12 Stadien neu bzw. umgebaut werden, deren Nachnutzung mehr als ungewiss ist. Für die Arbeiten auf den Baustellen wird auf Gastarbeiter aus Nepal, Indien oder Pakistan zurückgegriffen, deren oft menschenunwürdige Arbeitsbedingungen von Organisationen wie Amnesty International (AI) vehement kritisiert werden. So heißt es in einer Publikation von AI, dass in den Jahren 2012/2013 „auf Katars Großbaustellen etwa 400 Gastarbeiter aus Nepal ums Leben gekommen sein“⁵ sollen. Eine Zahl, die die FIFA scheinbar nicht sonderlich beeindruckt, wird doch trotz dieser moralischen Grenzüberschreitungen (das Stichwort Korruption sei hier nur nebenbei erwähnt) und trotz vieler Proteste von Menschenrechtsorganisationen nach wie vor am Standort Katar für die WM 2022 festgehalten.

Doch gerade der Fußball vermag auch (Sprach-)Grenzen zu überwinden, wie ich auch selbst als Kind in einer Begegnung mit Jugendlichen aus Ungarn erfahren durfte. Da sprachliche Annäherungen mangels der Kenntnis der jeweils anderen Sprache scheiterten, fungierten Sticker von bekannten Fußballern als kommunikative „Eisbrecher“. Jenseits der Sprache konnten wir uns darauf einigen, welche der bebilderten Fußballstars unserer Meinung nach

gute oder schlechte Spieler waren. Diese Begebenheit zeigt, dass der Begriff der „Überschreitung“ im Sport für mich durchaus positiv konnotiert sein kann, auch wenn mich Fakten wie jene zur Fußballweltmeisterschaft im Katar stark an diesem optimistischen Blick (ver-)zweifeln lassen.

¹ Schwier, Jürgen: Erlebnis, in: Grupe, Ommo / Mieth, Dietmar (Hg.): Lexikon der Ethik im Sport, Schorndorf: Hofmann 1998 (= Schriftenreihe des Bundesinstituts für Sportwissenschaft 99), 128-131, 128.

² Vonn hat noch Platz für fünf Kristallkugeln, in: Kleine Zeitung (19.3.2015), 54f.

³ Pausch, Simon: Teurer als alle bisherigen Winterspiele zusammen, in: <http://www.welt.de/sport/olympia/article124884456/Teurer-als-alle-bisherigen-Winterspiele-zusammen.html> [abgerufen am 19.3.2015].

⁴ Vgl. Maennig, Wolfgang: Olympische Spiele und Wirtschaft. Weitverbreitete Mißverständnisse und achtzehn (Gegen-)Thesen, in: Grupe, Ommo (Hg.): Olympischer Sport. Rückblick und Perspektiven, Schorndorf: Hofmann 1997, 157-179, 161.

⁵ Nowzad, Ramin M.: Blut und Spiele, in: http://issuu.com/amnesty_de/docs/fussballheft2014 [abgerufen am 22.3.2015].



Foto: Pinaeva

Mag. Anton Tauschmann, geboren 1986 in Graz, studierte Katholische Fachtheologie und Deutsche Philologie (Bachelorstudium) in Graz und Fribourg. Seit September 2013 Pastoralassistent in der Katholischen Hochschulgemeinde Graz und seit jeher begeisterter Fußballfan.

„Wo immer ...

... es einen gemeinsamen Einsatz für die Armen und für Gerechtigkeit gibt, ist das wunderbar.“ Aus Anlass seines Besuchs in Graz sprach **Peter Rosegger** mit dem emeritierten Islamwissenschaftler **P. Christian Troll SJ** über Chancen und Herausforderungen im interreligiösen Dialog zwischen Christen und Muslimen



Im März 2015 besuchte P. Christian Troll SJ auf Einladung von Welthaus, Kath. Hochschulgemeinde et al. Graz und sprach über „Islam Christentum Moderne – Was unterscheidet, was eint. Was ist gefordert?“
Foto: Velchev

Was sind die größten Herausforderungen im interreligiösen Dialog zwischen Christen und Muslimen heute und zumal in Europa?

Auf beiden Seiten fehlt oft die Fähigkeit zur Differenzierung. Aus der Sicht eines Muslims kann die Vielfalt der christlichen Kirchen verwirrend sein. Gleichzeitig gibt es nicht *den* Islam, sondern Muslime und viele verschiedene muslimische Gruppen, die den Islam zu leben versuchen. Diese sind auch in sich nach Regionen oder

Interpretationen der Grundtexte verschieden. Es muss daher auf beiden Seiten ein Verständnis für die Vielfalt geben. Aus christlicher Sicht muss ich wissen, mit welcher Art der Islam-Interpretation ich es zu tun habe und darf nicht verallgemeinern. In Europa und so auch in Österreich ist es für viele Menschen emotional schwierig, mit dem Neuen umzugehen, dass eine traditionelle islamische Lebensform mit sich bringt. Wir müssen im Rahmen unserer Gesellschaftsordnung mit einer solchen Vielfalt an Lebensformen, etwa in

Hinblick auf Kleidung, Speisevorschriften oder öffentliches Gebet, positiv umgehen. Auf muslimischer Seite gibt es oft ein mangelndes Bewusstsein, hier in einer völlig anderen Situation zu leben und sich als Muslim auch anpassen zu müssen – ohne dabei natürlich die islamische Identität zu verlieren. Islam und islamische Identität können in verschiedenen Kontexten gelebt und adaptiert werden. Die Mehrheitsgesellschaft muss Verständnis für Muslime entwickeln und die Muslime müssen mehr über den christlichen Glauben und

die Kirchen wissen. Kennenlernen und Vertrautsein vermindern die gegenseitige Angst, die aus Unwissenheit kommt, und oft zu Verallgemeinerungen führt.

Im politischen Dialog gilt es, auf allen Ebenen als Bürger darüber miteinander sprechen, was die Grundlagen des demokratischen Gemeinwesens sind. Dann ist zu fragen: wie stehe ich zu diesen Werten?

Ist ein solcher Dialog Aufgabe der Zivilgesellschaft, des Staates oder des Individuums?

Aufgabe der Zivilgesellschaft ist es, bewusst zu machen, was die Rahmenbedingungen eines friedlichen Zusammenlebens sind. Kirchen und islamische Verbände müssen sich bewusst sein, dass es heute keine christlich-verfasste oder islamisch-verfasste Gesellschaft mehr gibt, sondern eine säkulare Gesellschaft, in der Christen und Muslime gemeinsam mit Agnostikern oder Atheisten gleichberechtigt leben. Der plurale Verfassungsstaat ist als der notwendige Rahmen für ein gerechtes und harmonisches Miteinander in Verschiedenheit anzuerkennen.

Wie sehen Sie das Konzept eines „Europäischen Islam“?

Mancher Muslim würde sagen, dass es so etwas wie einen afrikanischen, europäischen oder indischen Islam nicht gibt, sondern nur den einen Islam. Faktum ist, dass die Ausformungen islamischen Lebens und Rechts in verschiedenen Ländern unterschiedlich sein können. In Bosnien, Indonesien oder Tunesien gibt es unterschiedliche Weisen, den Islam zu leben. Das ist bedingt durch die vor- und außerislamischen Kulturen, in denen der Islam sich entwickelt hat. Im indischen Islam z. B. spielt die Verehrung der Heiligen eine wichtige Rolle. Viele Formen des islamischen Lebens sind eine Synthese zwischen rein koranischen Elementen, den Regeln der Scharia sowie Elementen der lokalen Kultur.

Erst die islamistischen Bewegungen moderner Prägung versuchen diese gewachsene Synthese im Namen eines reinen Islam zu bekämpfen. Es gibt heute

vielfach das Bestreben, durch eine vermehrte Kenntnis der islamischen Grundtexte zu einem reinen Islam zu kommen. Das wird vor allem von Saudi-Arabien gefördert, wo der Wahabismus die vorherrschende islamische Strömung ist.

Was kann man am besten tun, um religiösem Fundamentalismus entgegenzuwirken?

Wichtig ist, dass die Wirtschaft eines Landes sich so entwickelt, dass möglichst viele und vor allem junge Menschen Arbeit und so Sicherheit finden. Armut und Perspektivenlosigkeit sind ein fruchtbarer Nährboden für Fundamentalismus.

Weiters: Bildung, Bildung, Bildung. Die Menschen müssen so aus- und weitergebildet sein, dass sie sich einen Überblick darüber verschaffen können, was in ihrem Land geschieht und sich am politischen Prozess beteiligen können. So entwickelt sich eine lebendige Demokratie. Auch Bildung über die Geschichte und das Wesen des Islam und über die verschiedenen Richtungen und Formen genuinen islamischen Lebens sind sehr wichtig.

Gerade für junge Muslime und zumal wenn sie eine höhere Schule besuchen ist ein guter Islamunterricht mit entsprechender kritischer Reflexion wichtig. So wie man in Deutschland von einem gebildeten Christen erwarten kann, dass er weiß, was Martin Luther wollte, was die Reformation ist und was die Aufklärung für das Christentum bedeutet, so müssen Muslime ein gutes Grundwissen von der geschichtlichen Entwicklung ihrer Religion haben. Wenn sie das nicht haben ist es wahrscheinlicher, dass sie sich islamistischen Ideologien anschließen, die einfache Lösungen für komplexe Probleme anbieten.

In den Ländern, in denen Muslime in der Minderheit sind, hängt auch viel vom Handeln der Mehrheitsgesellschaft ab. Wenn etwa in Deutschland junge Menschen, die sehr gut qualifiziert sind, nur aufgrund ihres islamischen Namens keine Stelle bekommen bzw. diskriminiert werden, hat das fatale Folgen. Hier muss in unserer Bildung und Politik viel geschehen. Es geht um ein entkrampfetes

und gerechtes Umgehen mit religiöser und kultureller Vielfalt. Gedankenlose Vorurteile und voreingenommene Verallgemeinerungen gilt es zu hinterfragen. Differenzierung ist angesagt.

Was können Christen und Muslime gemeinsam tun, um die plurale Gesellschaft positiv mitzugestalten?

Wo immer es einen gemeinsamen Einsatz für die Armen und für Gerechtigkeit gibt, ist das wunderbar. Es ist aber nicht so einfach. Die Caritas zu einem christlich-muslimischen Verein zu machen, wäre fragwürdig. Es gibt aber gemeinsame diakonische Initiativen. Das habe ich in Indien erlebt. Es setzt eine große Reife voraus, dass Christen und Muslime sagen, dieses Projekt, etwa zur Bewahrung der Schöpfung, machen wir gemeinsam. Eine Suppenküche, die von Christen und Muslimen gemeinsam betreut wird, wäre ein schönes Zeichen. Man muss nur die richtigen Gruppen finden und das muss dann auch von oben her gefördert sein. Ich würde sagen: Einsatz für Gerechtigkeit und Umweltaktivitäten sind eine gemeinsame Brücke. In Pakistan habe ich z. B. erlebt, dass christliche und islamische Gemeinden gemeinsam ihren Stadtteil gereinigt und die hygienischen Bedingungen spürbar verbessert haben.



Foto: Velchev

P. Dr. Christian Troll SJ, geboren 1937 in Berlin. Theologiestudium in Tübingen und Bonn. Arabischstudium in Beirut. 1976 – 1988 Professor für islamische Studien in Neu-Dehli, anschließend bis 1993 in Birmingham. Bis 1999 Professor am Päpstl. Orientalischen Institut. Em. Mitglied der Päpstlichen Kommission für religiöse Beziehungen zu den Muslimen.

Die (Selbst-)Überschreitung des Martyriums zwischen Authentizität und Fanatismus

Bei dem Thema *Religion und Überschreitung* denken derzeit viele entweder an eine kontroversielle Aussage des kirchlichen Lehramts oder an fundamentalistischen Terrorismus. Dabei zielt die religiös motivierte Selbstüberschreitung nur auf eine gewaltfreie *metánoia* (Umkehr) ab.

Von Florian Mittl

Martyrium einst ...

Im am 29.10.2014 in der KLEINEN ZEITUNG erschienen Essay „Vorbilder in Zeiten von Reality-TV“ schreibt Manfred Prisching: „Aber welche Vorbilder stellt die spätmoderne Gesellschaft bereit? (Denn jeweils lässt sich an ihren ‚Idealen‘ erkennen, wie eine Gesellschaft beschaffen ist.) Die christlichen Heiligen, die aufgrund ihrer Märtyrertode jahrhundertlang als Vorbilder gegolten haben, würden wir heute eher als ‚Fanatiker‘ einschätzen – hätten sie doch in bedrohter Situation ihren Mund gehalten. (Allerdings gibt es einige Gesellschaften, in denen Selbstmordattentäter als ‚Märtyrer‘ betrachtet und mit einem direkten Zugang zum Paradies geehrt werden, so wie einst die Kreuzzugsteilnehmer.“

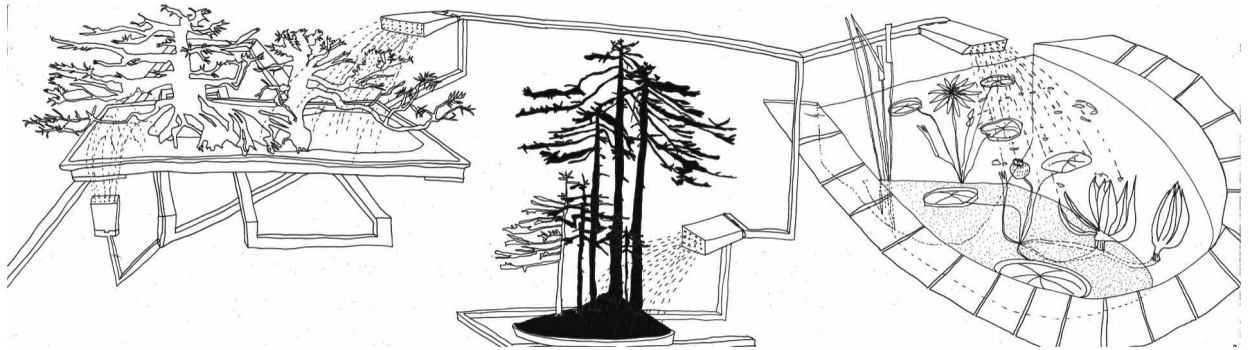
Zugegeben: Missbrauch gibt es überall und in der Kirchengeschichte findet sich neben sehr viel Licht auch viel Schatten. Authentische MärtyrerInnen jedoch wollen ZeugInnen(griech. *mártys*) sein für ihren Glauben. Märtyrer sind keine Fanatiker und sehen es als ihre Pflicht an, in bedrohter Situation eben nicht den Mund zu halten. Im Gegensatz zu Selbstmordattentätern suchen sie weder ihren eigenen noch den Tod anderer, scheuen aber nicht davor zurück, ihn gegebenenfalls anzunehmen. Die Bereitschaft des authentischen religiösen Zeugen zum Martyrium zeugt von seiner wesentlichen Uneigennützigkeit im Sinne eines „Hier steh ich, ich kann nicht anders.“ Der Märtyrer *bezeugt* ein ihn überwältigendes Unbedingtes, von dem er selbst *überzeugt* ist, zwingt sein Gegenüber jedoch zu nichts. „Das Gegenteil von Fundamentalismus ist Freimut, die Haltung der ‚parrhesia‘, in der ich anderen ohne heruntergeklapptes Visier begegne“, schreibt der deutsche Theologe Hansjürgen Verweyen.

Wesentliches Element authentischen Zeugnisses ist die *Gewaltfreiheit*. Die auf das Jahr 160 n. Chr. zurückgehende und als Lehrschreiben fungierende Akte des

Martyriums des Hl. Polykarps schildert, wie sich Bischof Polykarp der Verhaftung zunächst zu entziehen versucht, um schließlich die ihn gefangennehmenden Soldaten sogar zu bewirten. Keine Spur von Gewalt und das Blutzugnis wird nicht provoziert, sondern als letzte Konsequenz in Kauf genommen.¹ Eine schöne „Gebrauchsanleitung“ für authentisches Zeugnis findet sich in einem vielzitierten und aus einer Zeit der Verfolgung stammenden Satz aus dem ersten Petrusbrief: „Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt; aber antwortet bescheiden und ehrfürchtig, denn ihr habt ein reines Gewissen“ (1 Petr 3,15).

Dieses vernünftige Reden aus einem reinen Gewissen heraus steht in krassem Gegensatz zum Fundamentalisten, der jegliche Alterität verweigert und sich hinter einer unhinterfragten Maske von Gewissheit versteckt. In den Worten des französischen Philosophen Gabriel Marcel: „[D]ie Wurzel des Fanatismus [ist] in keiner Weise die Gewißheit – eine unmäßige Gewißheit –, sondern ein Mißtrauen gegen sich selbst, eine Angst, daß man sich selbst nicht offenbar ist“. Diese Angst führt u. a. dazu, dass man naturwissenschaftliche Erkenntnisse wie die Evolutionstheorie einfach zu unterrichten verbietet (siehe „Bible Belt“), seine eigene Gruppierung „Westliche Erziehung ist verboten“ (*Boko Haram*) nennt und zusätzlich zum vermeintlich gottgewollten Abschachten von „Ungläubigen“ auch gleich jahrtausendealte kulturelle Artefakte zerstört.

Im preisgekrönten Film TIMBUKTU von Abderrahmane Sissako, der die Herrschaft ausländischer „Gotteskrieger“ in Mali thematisiert, findet sich eine besonders paradoxe



Szene: In den nächtlichen Gassen Timbuktus ertönt verbotener Weise leise Musik. Eine bewaffnete Patrouille entdeckt schließlich die Übeltäter, aber die Situation ist delikat und verlangt den Griff zum Handy [!], um die Vorgesetzten zu befragen: „Wir sind dort, wo die Musik spielt. Sie preisen in ihren Liedern Allah, was sollen wir tun? Sie verhaften?“ Den Sinn der drakonischen Vorschriften, (keine Musik, kein Sport etc.) die die Dschihadisten einführen, können nicht einmal sie selbst erklären. Kann man wirklich Menschen verhaften, wenn sie Allah preisen? Man(n) kann. Und zu den 40 Peitschenhieben wegen verbotener Musik kommen 40 weitere hinzu, da sich unverheiratete Männer und Frauen im selben Raum befunden haben.

Insgesamt scheint der Fanatiker kein eigentlich Glaubender, sondern eher der Verfechter einer Meinung zu sein, dessen „Ich vertrete, dass ...“ schnell in ein „Ich behaupte, dass ...“ umschlägt. Der in seiner gesamten Existenz in Anspruch genommene authentische Märtyrer hingegen schöpft aus einem Grundvertrauen, das ihm Orientierung gibt, ihn aber auch gleichzeitig zu einer permanenten Reflexion und Offenheit treibt. So wie der Imam in TIMBUKTU, der den theologisch nur oberflächlich gebildeten Eroberern unermüdlich und eloquent den Koran auslegt.

... und heute

Interessanterweise widmet die KLEINE ZEITUNG das „Porträt des Tages“ am selben Tag, an dem Manfred Prischings Essay erschienen ist, einem Märtyrer der Gegenwart. Don Luigi Ciotti wird nicht müde, seine Stimme gegen die Mafia zu erheben. 1995 gründete er mit dem

Verein *Libera* ein Netzwerk aus derzeit 1.200 Vereinigungen, Gruppen und Schulen, das Synergien im Kampf gegen Korruption und Verbrechen anbietet. Der aktive Priester gilt als Italiens meistgefährdete Person und darf hoffen, dass sein Zeugnis nicht vergeblich ist. Denn selbst wenn es im Blutzeugnis enden sollte, bleibt doch sein Erbe erhalten: „Sie können das Leben einer einzigen Person auslöschen, aber mit *Libera* ist ein Kosmos entstanden, der nicht mehr so leicht zu besiegen ist“, so der streitbare Priester.

Schön, dass es auch heute noch das Vorbild authentischer Zeugen/Märtyrer gibt, die mit ihren Idealen unsere Gesellschaft zumindest mitprägen.

¹ Allerdings ist die Unterscheidung des authentischen Martyriums als Konsequenz des Integrals eines auf Gott bezogenen Lebens von einem von Fanatismus, Ideologie, Sturheit, Stolz oder psychischer Krankheit getragenen Martyriums nicht immer einfach. Genannt sei hier die zuweilen in den Märtyrerakten feststellbare Eigendynamik von erlittener Gewalt, die mitunter eine beinahe schon erotisch zu nennende Faszination in sich trägt, die nicht zuletzt in der bildenden Kunst Ausdruck gefunden hat.

Dr. Florian Mittl, geboren 1981 in Graz. Lehramtsstudium Katholische Theologie und Romanistik in Graz und an der Sorbonne Nouvelle in Paris. Josef KrainerFörderungspreis 2013. Religions- und Französischlehrer am BG GIBS, Mitarbeiter am Institut für Fundamentaltheologie in Graz, Referent für Erwachsenenbildung.

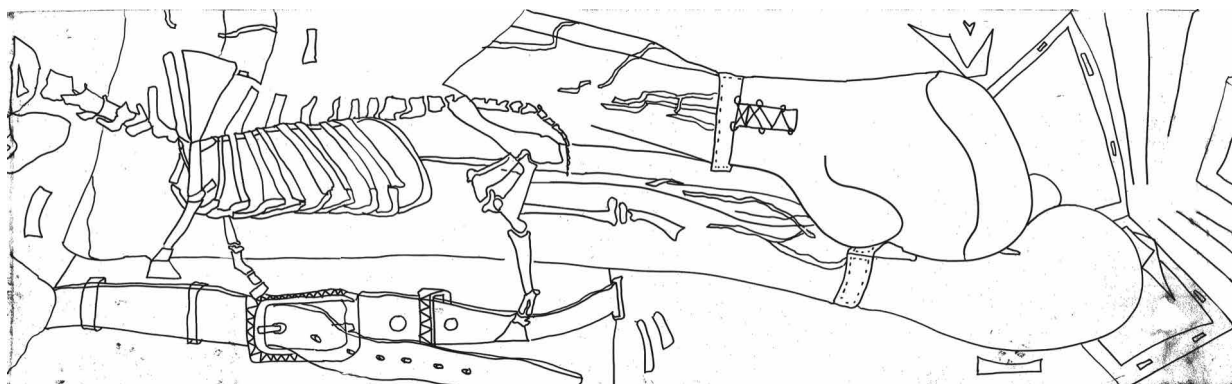


Foto: KK

Grenzen des Lebens – Wer DEFINIERT die Überschreitung?

„Sterben wie ich will! Mord oder Erlösung?“ war der Titel des diesjährigen Streitforums von Forum St. Severin und Katholischer Hochschuljugend Linz. Dazu wurden zwei hochkarätige ExpertInnen eingeladen: Dr.ⁱⁿ Erika Preisig, Ärztin und „Freitodbegleiterin“ aus der Schweiz diskutierte mit Dr. Johann Zoidl, dem Leiter der Palliativstation der Barmherzigen Schwestern Linz über die Frage der „aktiven Euthanasie“.

Von Theresa Stampler



Erstmals fand damit in Österreich eine Podiumsdiskussion zwischen zwei MedizinerInnen zum Thema Sterbehilfe statt – und das im Rahmen einer kirchlichen Plattform. Angesichts des politischen Entscheidungsprozesses der letzten Monate und der ihn begleitenden medialen Präsenz erstaunt dieses Faktum und legt die Frage nahe, ob alle relevanten Stimmen zur Diskussion bisher Gehör gefunden haben.

Ringens um das „fragile Absolute“

Unter den Schlagworten „Sterbehilfe“ und „Fortpflanzungsmedizin“ scheinen die Problematiken an den Grenzen des Lebens, die seit Jahren in der humanbiologisch-ethischen Diskussion präsent sind, nun in der Praxis die gesetzlichen Grenzen so weit zu perforieren, dass auch die politischen EntscheidungsträgerInnen Handlungsbedarf sehen. Das Einsetzen der Enquetekommission

„*Würde am Ende des Lebens*“ ist ein Lösungsversuch im Ringen der Politik darum, wie politische Entscheidungsfindung stattfinden kann. Herausfordernd scheint dabei vor allem, wie das „fragile Absolute“ des christlichen Erbes (Slavoj Žižek) in die politische Entscheidungsfindung in einem derart heiklen Bereich eingebracht werden kann, ohne sich religiös zu positionieren.

„Es ist höchst erfreulich, dass die parlamentarische Enquetekommission zur Würde am Ende des Lebens in ihrem Abschlussbericht einen detaillierten Plan zum Ausbau und zur Finanzierung der Palliativ- und Hospizversorgung vorlegt“, kommentiert die Präsidentin der Katholischen Aktion Österreich Gerda Schaffelhofer den Schlussbericht. 500 ExpertInnen und politische RednerInnen kamen während des Prozesses zu Wort und sprachen sich mehrheitlich für ein Verbot der aktiven Sterbehilfe

und des assistierten Suizids aus. Doch es gibt auch Gegenstimmen zur Enquete als Mittel der biopolitischen Entscheidungsfindung. „Wo bleiben die Strafrechtsexperten, Ärzte, Pharmakologen, Psychologen, Soziologen und Philosophen, die mit ihrer Aussage vor der Enquetekommission die Sterbehilfedebatte in Österreich endlich aus der theologischen Sackgasse herausholen könnten?“ fragt etwa Prof. Heinz Oberhummer von der Initiative „Religion ist Privatsache“. Der Verfassungsrechtler Heinz Mayer sagte sein Referat mit dem Hinweis ab, dass eine breite und ergebnisoffene Debatte über Sterbehilfe nicht zugelassen werde und die Kommission den Würdebegriff durch die vorgefertigte Tagesordnung eigenmächtig definiere.

Und es stimmt: Eine gesellschaftlich wie medial präsen- te, breite, ergebnisoffene und mit politischem Gewicht versehene Diskussion, wie sie beispielsweise in England unter dem Motto „Have your say“ stattfand, gibt es hierzulande nicht. Manche Entscheidung, wie das jüngst verabschiedete Fortpflanzungsmedizingesetz, wird sogar in einem demokratiepolitisch unverantwortlich kurzen Zeitraum getroffen.

Österreichische Vogel-Strauß-Strategie

Was macht eine offene gesellschaftspolitische Debatte um die Grenzen des Lebens in Österreich so schwierig?

Zum einen besteht der Eindruck, dass in der öffentlichen Diskussion eine durchaus elegante aber passive Vogel-Strauß-Strategie vorherrscht, da medizinethische Fragen erst dann zum Inhalt politischer Debatten werden, wenn es durch rechtliche Konfrontation in der Praxis unvermeidlich wird. Hier sei als Beispiel auf die 24 Stunden-Pflege hingewiesen. Dass damit die Praxis weitgehend unreflektiert ethische Entscheidungen evoziert und die politischen Diskussionen nur hinterherhinken, hinterlässt einen bitteren Beigeschmack.

Zum anderen fehlt eine grundlegende Analyse der zu beteiligenden Stakeholder genauso wie Austauschplattformen, wo Raum für ergebnisoffenen Diskurs bleibt. Caritas und Diakonie sind starke Stimmen, die die christliche Sicht auch in die demokratischen Prozesse einbringen. Da es sich um politische Entscheidungen handelt, die die Gesellschaft grundlegend (um)gestalten, sind die Religionsgemeinschaften auch gefordert, sich zu beteiligen. Finden die Vertreter anderer wichtiger Interessensgruppen, die in unserer pluralen Gesellschaft leben und diese mitgestalten, auch ausreichend Gehör, um in den demokratischen Entscheidungsprozess um Grund- und Grenzfragen des Lebens gut eingebunden zu werden?

Beide Aspekte verstärken den Eindruck, dass in der öffentlichen Diskussion nicht benannt wird, wo dieser ethische Grenzgang liegt und wo er für einige Interessensgruppen zu einer Überschreitung wird.

Have your say

Als weiteres Beispiel kirchlicher Initiative sei die von fünf Gruppierungen begründete Initiative „Die Zukunft des Kinderbekommens“ genannt. Diese Plattform machte sich in Hinblick auf das jüngsten Fortpflanzungsmedizingesetzes gegen die kurze Begutachtungsfrist von nur zwei Wochen stark, da so ein demokratischer Untersuchungs- und Diskussionsprozess unmöglich war. Sie fordert zudem eine breitere Einbindung aller beteiligten Parteien und internationaler ExpertInnen sowie eine tiefere Analyse der Folgen des Gesetzes für alle Beteiligten. In verschiedenen weiteren Foren kommen im kirchlichen Kontext Menschen und Institutionen zu Wort, die sich aus unterschiedlichen Blickwinkeln und Überzeugungen mit den Grenzen des Lebens beschäftigen. Dabei werden schwierige gesellschaftlich-rechtliche Themen auch über das eigene Interesse hinaus benannt und analysiert und oft auch Stakeholder zum Diskurs eingeladen, die mit den eigenen Positionen nicht d'accord gehen.

Dass kirchliche Träger sich wie in den oben angeführten Beispielen in biopolitischen Fragen mutig für einen ergebnisoffenen, vielstimmigen und demokratischen Diskurs einsetzen, mag im ersten Moment erstaunen. Doch mit Blick auf die Anfangssätze der Konzilskonstitution „Gaudium et Spes“ wird das Desiderat nach Diskussionsoffenheit klar. Wenn man ernst nimmt, dass es „... nichts wahrhaft Menschliches [gibt], das nicht in ihren Herzen Widerhall fände“, dann sind gerade auch ChristInnen gefordert, alle Stimmen, vor allem die leisen und wenig beachteten, aber auch die herausfordernden und gegensätzlichen, ernst zu nehmen und ihnen gerade bei gesellschaftspolitisch heiklen Entscheidungen eine Plattform zu bieten.



Foto: KK

Mag.ª Theresa Stampler, BA, geboren 1985 in Graz, Studium der Theologie und Kunstgeschichte in Graz und Fribourg. 2009 – 2014 Ausbildung und Mitarbeit in der Krankenhausseelsorge. 2012 – 2014 Koordinatorin der VinziWerke Wien. Seit September 2014 Bildungsreferentin der Kath. Hochschulgemeinde und des Forum St. Severin – Kath. Akademikerverein der Diözese Linz.

Mit den Augen in der Hand.

Claudia Unger sprach mit Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Erna Pfeiffer, die 2014 „Mit den Augen in der Hand. Argentinische Jüdinnen und Juden erzählen“ (*mandelbaum verlag*) herausgegeben hat: ein Buch, das sich auf außergewöhnliche Weise außergewöhnlichen Leben widmet. 17 AutorInnen geben einerseits in Interviews Einblicke in biographische Aspekte und sind andererseits mit literarischen Texten präsent.

Wie haben Sie die AutorInnen ausgewählt?

Ich beschäftige mich schon fast 30 Jahre mit lateinamerikanischen Autorinnen, zunächst vorwiegend unter dem Genderaspekt; dass viele einen jüdischen Hintergrund haben, ist mir erst später aufgefallen. Für dieses Buch habe ich gezielt auch nach männlichen Autoren gesucht, um das Spektrum auszuweiten. Die Bandbreite ist generell groß: Die älteste Autorin, Alicia Steimberg, ist 1933 geboren, der jüngste, Andrés Neuman, 1977. Allen gemeinsam sind die jüdische Familiengeschichte sowie eigene Migrations- bzw. Exilerfahrungen. Die älteren haben insofern einen etwas anderen Blick auf die Welt, als sie meist politisch engagiert waren und daher Verfolgungen und Repressalien während der argentinischen Militärdiktatur der 1970er Jahre ausgesetzt waren. Infolgedessen war die Migrationsbewegung in ihrem Fall sozusagen eine „umgekehrte“, nach Europa „zurück“, von wo ihre Vorfahren auf der Flucht vor Pogromen und Naziterror gekommen waren. Jüngere Autoren hingegen sind schon transkulturell aufgewachsen; so bezeichnet sich z.B. Neuman als „Amphibium“, auf beiden Seiten des Ozeans zu Hause.

Wie definieren Menschen, die so viele Facetten haben, ihre Identität?

In der Tat bewegen sich die AutorInnen in verschiedenen Welten: argentinisch, europäisch, jüdisch, areligiös ... Für manche war es wichtig, nicht auf die jüdische Identität festgelegt zu werden. Sara Rosenberg bringt die Vielfalt für sich so auf den Punkt: Ich bin Marxistin, Antizionistin, Atheistin, Feministin und Internationalistin.

Trotzdem ist der jüdische Gesichtspunkt wichtig – als Teil der Biographie, der Tradition und religiösen Beheimatung.

Mit Diana Raznovich, die 2013 in Graz im AAI zu Gast war, habe ich darüber länger gesprochen. Sie bezeichnet sich zwar als areligiös, verfügt aber über großes Detailwissen, beherrscht Hebräisch und ist jüdisch sozialisiert. Sie interessiert vor allem der kulturelle und mythologische Aspekt, nicht so sehr der religiöse. In Momenten persönlicher Betroffenheit hat aber auch sie die spirituelle Dimension erlebt. Als ihr Vater gestorben war, wollte sie in Spanien, wohin sie flüchten musste, in einer Synagoge für ihn beten. Dort wollte man sie nicht hineinlassen mit dem Argument, sie sehe nicht jüdisch,

sondern mitteleuropäisch aus. Das war für Raznovich ein einschneidendes Erlebnis, denn das Gebet für den Vater war ihr ein großes Anliegen.

Die jüdische Alltagskultur kommt in vielen der Texte explizit oder implizit vor. Die Bobe beispielsweise spielt bei vielen eine große Rolle.

Ja, wo Familien über Generationen zusammen gelebt haben, gibt es solche Personen, welche die Traditionen aufrechterhalten, daher scheinen sie auch in den literarischen Texten auf, die meist autobiographischen Hintergrund haben. Auch Gegenstände, die die Familie aus ihren Herkunftsländern – Polen, Ukraine, Russland, Österreich, Nordafrika – mitgebracht hat, stiften Familienidentität: das schöne Geschirr für den Sabbat, die Menora, aber auch ganz banale Dinge wie Daunendecken und Pelzmäntel. Sara Rosenberg ist beispielsweise im Nordwesten Argentiniens aufgewachsen, wo die Großeltern tatsächlich ein Pelzgeschäft eröffnet haben – in den Tropen.

Die Einwanderung der Menschen aus europäischen Ländern ist eine prägende Komponente, viele sind aber Jahrzehnte später aus Argentinien nach Europa oder

in die USA emigriert. Sind die AutorInnen angesichts dieser Pendelbewegung in der Familiengeschichte zerrissen?

Das Gefühl, hybrid oder transkulturell zu sein, ist häufig spürbar. Die Frage, ob sie sich noch argentinisch fühlen, haben jedoch alle vehement bejaht. Luisa Futoransky, ebenfalls im Vorjahr im AAI zu Gast, lebt seit 1981 in Paris, schreibt aber nach wie vor auf Spanisch. Alicia Dujovne Ortiz hat zwar zwei Sachbücher auf Französisch veröffentlicht, einer für sie „rationalen“ Sprache, ihre Romane allerdings auf Spanisch, für sie die Sprache des Gefühls. Bei manchen hat man den Eindruck, sie kultivieren es geradezu, der Ursprungskultur verhaftet zu bleiben, z.B. die Sprache des Ziellandes, in dem sie seit Jahrzehnten leben, mit Akzent zu sprechen; die Angst, die eigene Sprache zu verlieren, ist eben bei SchriftstellerInnen besonders groß. Sie sind nicht vollständig in eine andere Kultur übersiedelt, sondern Doppelwesen geblieben.

In Europa ist die Diskussion um Antisemitismus und das jüdische Leben in Europa durch die jüngsten Terrorakte wieder aufgeflammt, mit dem relativ neuen Aspekt des islamistischen Antisemitismus. Rezipieren das die AutorInnen, fühlen sie sich betroffen, obwohl sie selbst nicht religiös sind?

Ja, allerdings sehr unterschiedlich. Manche sind sehr betroffen, fühlen sich dort, wo sie schon so lange leben, plötzlich fremd und erleben mit, dass viele auswandern oder das zumindest überlegen. Doch selbst auszuwandern kommt für viele nicht in Frage. Sie sind schon älter, leben in finanziell prekären Umständen und Israel erscheint ihnen auch nicht sicher. Diana Raznovich, selbst Cartoonistin, plädiert immer und so auch in dieser Situation für Optimismus – das ist also die Bandbreite der Reaktionen. „Mit den Augen in der Hand“ haben wir im jüdischen Hamakom-Theater in Wien präsentiert, auch dort ist mir eine latente Unsicherheit aufgefallen.

Pinchas Sadeh, ein aus Polen stammender jüdischer Autor, der in „Die Augen

in der Hand“ zitiert wird, sagt „Das Leben selbst ist ein Exil“. Das Gefühl der Fremde, das Phänomen des Weggehens ist für alle AutorInnen in Ihrem Buch eine prägende Erfahrung.

Ja, sich unheimlich zu fühlen, ist eine gemeinsame Grundstimmung der AutorInnen. Argentinien stellt für die meisten nicht die „Heimat“ dar, für die man patriotische Gefühle hat, vor allem nicht für jene, die aus politischen Gründen das Land verlassen mussten. Für manche ist es ein Sehnsuchtsort, weil sie ihre Kindheit dort verbracht haben, aber zurückgekehrt aus dem europäischen oder amerikanischen Exil sind nur wenige. Viele hegen durchaus Groll auf ein Land, das sie vertrieben hat und wo sie traumatische Erlebnisse hatten. Sara Rosenberg hat im Gefängnis ihr erstes Kind bekommen, viele erlitten Folter und Lebensgefahr, mussten Hals über Kopf das Land verlassen. Oft scheint das biographisch widersprüchlich. Alicia Kozameh wanderte als Marxistin ausgerechnet in die USA aus, andere finden sich jetzt in Spanien in der schwierigen Wirtschaftslage in prekären Verhältnissen wieder. In Argentinien haben sie allerdings auch kein Netzwerk mehr, ja selbst der Staat scheint sich nicht besonders für die ExilautorInnen zu interessieren. Luisa Futoransky ist die größte noch lebende Lyrikerin Argentiniens, das bedeutet aber nicht, dass sie hofiert würde. Sie lebt sehr bescheiden in Paris, selbst der Mitgliedsbeitrag für den französischen PEN-Club, dem sie angehört, stellt ein Problem dar. Ana María Shua und Perla Suez erhielten zwar im eigenen Land den *Premio Nacional*, manche wollen aber gar nicht von dem Staat, aus dem sie geflohen sind, unterstützt werden. Sie sehen das aktuelle argentinische Regime, in dem zwar die Aufarbeitung der Diktatur initiiert wurde, aber auch viele Widersprüche herrschen, sehr ambivalent und kritisch. Und sie wollen nicht mit ihrer Arbeit in der Sparte Traumaliteratur „abgelegt“ werden, es ist also auch ein Kampf gegen die Opferrolle.



PFEIFFER, Erna (Hg.)
Mit den Augen in der Hand
Argentinische Jüdinnen und Juden erzählen
266 Seiten
ISBN: 978385476-446-5
mandelbaum verlag



Foto: Pfeiffer

Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Erna Pfeiffer, geboren in Graz 1953. 1975 Abschluss der Übersetzer- und Dolmetscherausbildung an der Universität Graz. Doktoratsstudien in Graz, Bogotá (Instituto Caro y Cuervo) und Hochschule St. Gallen. Seit 1997 ao. Univ. Prof. am Institut für Romanistik der Universität Graz; seit August 2014 im Ruhestand. 2015 erscheint: *Sie haben unser Gedächtnis nicht auslöschen können. Jüdisch-argentinische Autorinnen und Autoren im Gespräch mit Erna Pfeiffer.* (Wien: Editionen des PEN)

Die Linie, die nur wenige überschreiten.

Eine zeithistorisch-biographische Betrachtung über einen unerhört transgressiven Akt.
Von Florian Traussnig



Edgar Erik Ulsamer
Foto: National Archives and Records Administration, College Park, Md., USA

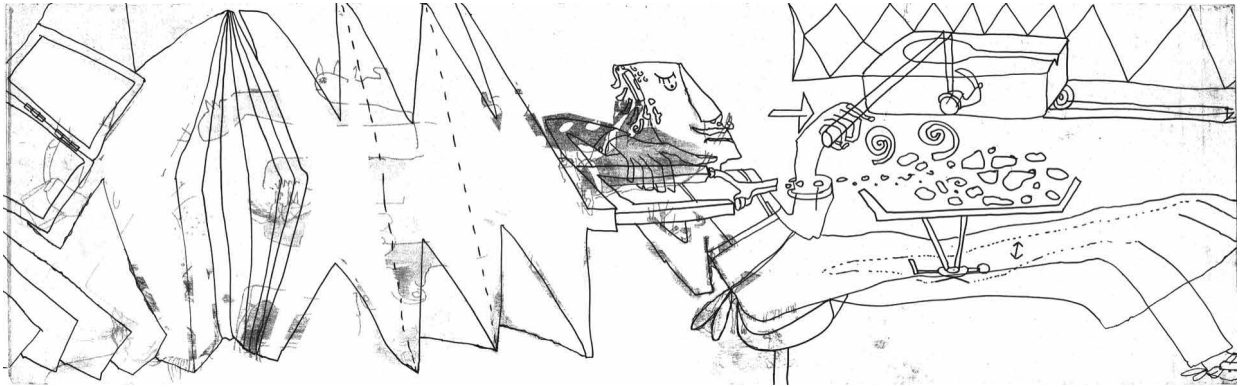
Die Wanderung

An einem klaren Wintertag ist im Umland des kleinen italienischen Orts San Vittore del Lazio ein Mann zu Fuß unterwegs. Mit zügigem Schritt durchwandert er die ursprünglich-karge, mediterrane Hügellandschaft. Als er nach rund eineinhalb Stunden ständigen Gehens eine ins Licht der späten Nachmittagssonne getauchte Gruppe von Zelten erblickt, hält er inne. Er kann keine Personen erkennen, nur ein Zelt neben dem anderen. Er nähert sich einem der Zelte, wirft die Türklappe zur Seite und beginnt mit einer Person, die sich darin befindet, zu sprechen.

Die Überschreitung

Bevor die LeserInnen auf die Fragen, die die obigen Zeilen zwangsweise aufwerfen, Antworten bekommen, möchte ich eines vorausschicken: der Mann, von dem hier die

Rede ist, ist gerade dabei, einen unerhörten, transgressiven Akt zu begehen. Der Mann ist Deserteur. Jemand, der sich während des Zweiten Weltkriegs dem Dienst für die Deutsche Wehrmacht durch Flucht entzogen hat. Der im Zelt von ihm Angesprochene ist ein verduztter, schlaftrunkener US-Soldat, der eben einen Gefangenen gemacht hat, ohne recht zu wissen, wie ihm geschieht. Der Deserteur ergibt sich mit den Worten: „I am Austrian. I want to help you.“ Der mittlerweile verstorbene Deserteur hat in den 70er Jahren einem amerikanischen Buchautor seine Geschichte der „Fahnenflucht“ erzählt und ich habe mich beim einleitenden Absatz darauf gestützt. In den letzten Jahren habe ich im Rahmen eines Forschungsprojekts nach Spuren dieser mündlich übermittelten und teils romanhaft ausgeschmückten Geschichte in amerikanischen und österreichischen Archiven gesucht und bin fündig geworden. Der

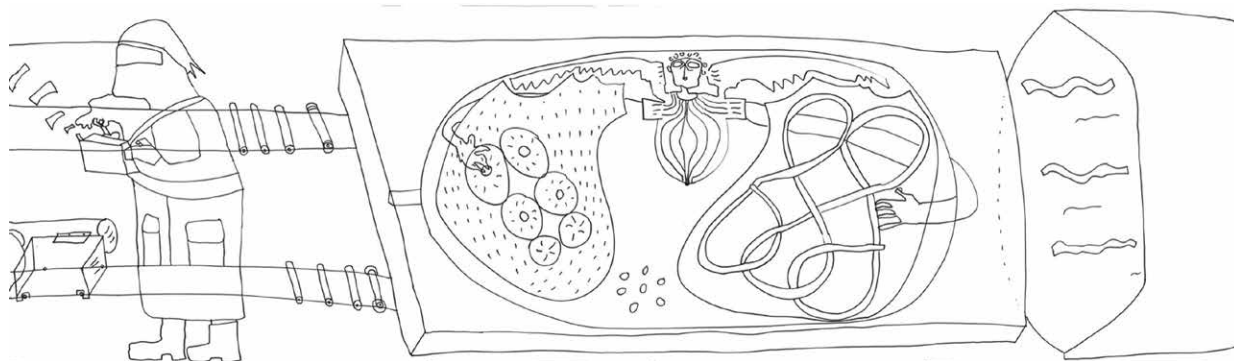


Anfang 1944 erfolgte Überschreitungsakt dieses Soldaten ist historisch also gut belegt.¹ Bleibt die Frage nach Bedeutung und Tragweite dieses Überschreitungsakts.

Nachdem wir erfahren haben, dass es sich bei dem erwähnten Wanderer um einen Fliehenden handelt und dass die „tief stehende Nachmittagssonne“ über dem Zeltlager nicht das schmalztriefende Setting eines Italien-Romans, sondern Teil eines dramatischen Fluchtberichts aus der Kriegszeit ist, sehen wir uns den Herkunftskontext dieses Mannes näher an: Edgar Erik Ulsamer wurde 1924 in ein bürgerlich-konservatives und katholisches Wiener Elternhaus geboren, seine Jugendzeit fiel mit zwei autoritären Regimen zusammen. Der Respekt vor so genannten Autoritäten wurde ihm von Beginn an eingebläut, nicht nur in der Schule und später beim Militär, sondern auch im Elternhaus. Der Vater war dem christlich-sozialen Lager, das sich in den 30er Jahren unter Dollfuß und Schuschnigg nicht nur gegen die aufstrebenden Nationalsozialisten wehrte, sondern sich zu weiten Teilen auch autoritär und semifaschistisch gerierte, zugehörig. Auch wenn die Familie Ulsamer – nicht zuletzt wohl aus christlichen Überzeugungen heraus – zu den strikten Gegnern des NS-Regimes gehörte, war die Entscheidung des Sohnes, nicht mehr Kriegsdienst für den braunen Unrechtsstaat leisten zu wollen, keine leichte gewesen: als Deserteur musste er jegliche Loyalitäten zu seinen

Kameraden, darunter befanden sich vielleicht auch Freunde oder Gleichgesinnte, ausblenden; musste seine (von der Militärsoziologie so genannte) „Primärgruppe“, die an der Front oft eine Art Ersatzfamilie für die Soldaten darstellte, zurücklassen; musste sich von der militärischen Maxime des unbedingten Gehorsams und von seiner über Jahre hinweg internalisierten Obrigkeitshörigkeit distanzieren und geistig freispielen; musste gegen das achte Gebot verstoßen, als er dem Unteroffizier seiner Einheit sagte, dass man die „feindlichen Stellungen erkunden“ wolle, um wenig später das Gewehr in die Büsche zu werfen und unbewaffnet zu eben jenem Feind überzulaufen; musste damit rechnen, beim Versuch zu desertieren, von den Gewehrsalven amerikanischer Maschinengewehr-Schützen niedergemäht zu werden, die ihn möglicherweise für einen *feindseligen* Kombattanten hielten; musste in Kauf nehmen, durch seine Desertion auch die Eltern in Österreich in Gefahr zu bringen; ... Er musste also ein Grenze, einen Grat, überschreiten, den, sich selbst in einer derartigen Situation befindend, nur wenige von uns zu überschreiten bereit sind.

Kurzer Gedankensprung: Wenn man heute als Ausländer in dieser Gegend Italiens unterwegs ist, entscheidet man sich vielleicht für „tagliaregli e fagioli“ (die lokale Nudelspezialität) oder ganz klassisch für eine Pizza Margherita. Man entscheidet sich für einen Aufenthalt in einem



ökologisch geführten Agriturismo-Betrieb oder in einer heimeligen Bed and Breakfast-Pension. Für einen Museumsbesuch oder einen Ausflug in den Weingarten. Edgar Ulsamer war im Jänner 1944 mit einer ungleich schwerwiegenden Entscheidung konfrontiert. Einer in einer extremen Lebenssituation zu fällenden Entscheidung über das Überschreiten oder Nicht Überschreiten dieser einen Linie. Der Regisseur Terrence Malick geht im philosophischen und nachdenklichen Kriegsfilm *The Thin Red Line* (1998) solchen existenzialistischen Schnittstellen und Linien behutsam auf den Grund.

Eine beachtliche biographische Zäsur

Edgar Ulsamer meldete sich nach seiner Gefangennahme freiwillig für geheimdienstliche Operationen und sprang u. a. im Herbst 1944 als amerikanischer Fallschirmagent über Österreich ab. Er geriet als Widerstandskämpfer im Dienste der Amerikaner in Gestapo-Haft, konnte aber dank einer großen Portion Fortüne und Willensstärke dem NS-Regime erneut entfliehen und wanderte nach dem Krieg in die USA aus. Dort war er vor allem für die Air Force als Analyst tätig. Das Militärische war für ihn also eine biographische Klammer und Ulsamer war sicher kein Pazifist. Er stand zeit seines Lebens im Bann der Rüstungs- und Kriegsmaschinerie. Vermutlich konnte er auch gewisse autoritäre Prägungen nie ganz ablegen. Ich unternehme an dieser Stelle erst gar nicht den Versuch, das hagiographische Bild eines durch und durch widerständigen Demokraten zu zeichnen. Die „Heldengeschichte“ des Edgar Erik Ulsamer interessiert mich hier nur am Rande. Umso mehr interessiert mich sein Überschreitungsakt des Jahres 1944, der in seinem von Militär, Krieg und Rüstung dominierten Leben eine scharfe Zäsur, einen

Bruch mit einem wesentlichen militärischen Grundsatz darstellt: nämlich Befehlsempfänger und Pflichterfüller zu sein, kritische Gedanken kontrolliert zu unterdrücken, um irgendwelchen „höheren Zielen“ zu dienen. Ulsamer gehört zu jener kleinen Minderheit an Menschen, die an einem bestimmten Moment ihrer (militärischen) Vita entschieden haben, ungehorsam zu sein. Eine krasse und *unerhörte* Überschreitung, fürwahr.

¹ Siehe Joseph E. Persico, *Piercing the Reich. The Penetration of Nazi Germany by American Agents During World War II*. New York: 1979, 150-152; Die dazu passenden Geheimdienstakten sind im US-Nationalarchiv in College Park bei Washington DC frei zugänglich und einsehbar.



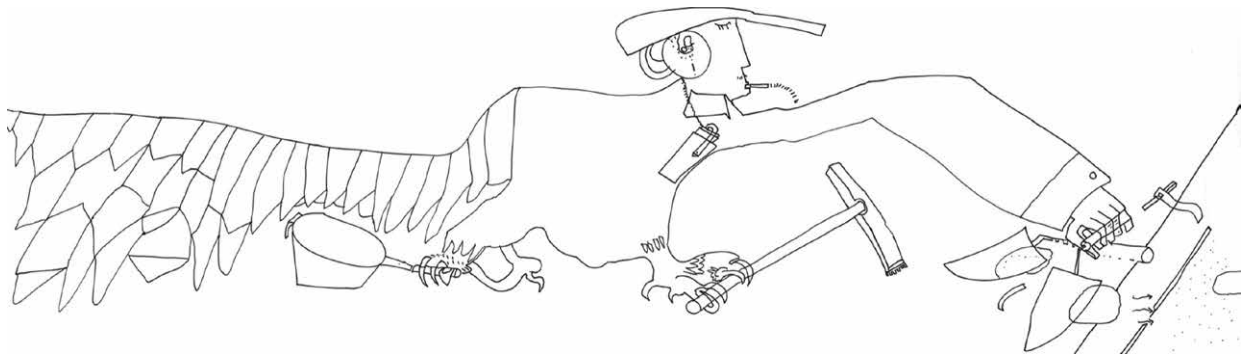
Foto: privat

Dr. phil. Florian Traussnig, geboren 1979 in Klagenfurt. Nach kaufmännischer Lehre und Reifeprüfung im zweiten Bildungsweg von 2003 bis 2009 Lehramtsstudium in Geschichte und Italienisch in Graz. 2013 Promotion über exilösterreichische Beiträge zur US-Propaganda im Zweiten Weltkrieg. Seit 2011 journalistische Mitarbeit bei *Denken+Glauben* und im Sommersemester 2014 interimistischer Bildungsreferent der KHG Graz.

Wussten Sie schon? Europa ist im Krieg gegen einen imaginären Feind, und das schon seit 2004.

An den Außengrenzen Europas wird ein Kampf gegen Feinde geführt, die keine echten Feinde sind: die MigrantInnen. Die Agentur Frontex arbeitet im Auftrag der EU mit sehr wenig Transparenz und Verhältnismäßigkeit in ihren Maßnahmen.

Martina Maria Linzer sprach mit der Anwältin **Marie-Dominique Aguilon**, die für die Organisation La Cimade arbeitet, wo sie auch die Frontex Kampagne von Marseille aus seit März 2013 unterstützt.

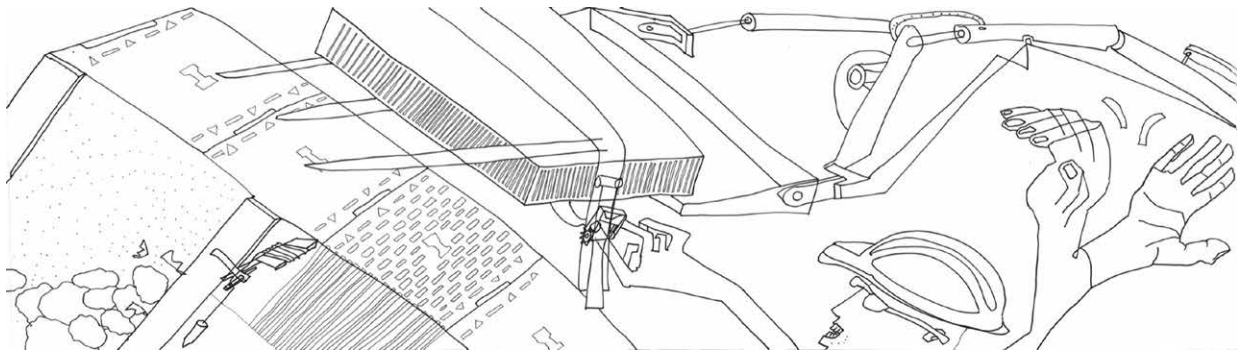


Was ist Frontex und warum sind Sie dagegen?

Seit ihrer Gründung im Jahr 2004, trägt die Agentur Frontex dazu bei, die Implementierung von Sicherheitskontrollen und die Grenzüberwachungspolitik an den Außengrenzen der EU durchzuführen. Der Hauptzweck ihrer Mission hat sich auch nach der Strategie für Grundrechte im Jahr 2011 nicht geändert: Migration

zu verhindern, abzuschrecken, und Migranten aufzugreifen, bei denen der Verdacht besteht, dass sie die EU-Grenzüberschreitungsregeln brechen wollen. Ohne jede Rücksicht auf die potenziellen internationalen Schutzbedürfnisse von diesen Migranten wird diese Mission von Frontex durchgeführt. Die Rolle und die Kompetenzen von Frontex in der EU Migrationspolitik wurden immer wieder erweitert. Mit einem Budget von mehr als

100 Millionen Euro pro Jahr ist Frontex die am besten finanzierte Agentur der Europäischen Union. Das Wachstum der Agentur sowie der zunehmende Gebrauch und Einsatz von quasi-militärischer Ausrüstung und Technologie reflektieren den steigenden sicherheitszentrierten Ansatz in Hinblick auf Migration, der den Grenzkontrollen und der Grenzüberwachung höchste Priorität einräumt. Die Zusammenarbeit mit Frontex ist auch zentral



wenn es um den Abschluss von Migrationsvereinbarungen zwischen der EU und Drittländern geht und deren Hauptzweck die Kontrolle von Flüchtlingsströmen auch aus "Partnerländern" ist, die dafür bekannt sind, dass sie Menschenrechte von Flüchtlingen und Migranten verletzen.

Wie agiert die Frontexit Kampagne?

Mit der Frontexit Kampagne haben wir versucht, das Bewusstsein in der Öffentlichkeit für die brutale Umsetzung des Mandats durch Frontex zu schärfen und die intrinsische Unvereinbarkeit des Mandates der Agentur mit der Achtung der Grundrechte aufzuzeigen. Ob es sich nun bei den Operationen von Frontex um Abfangen, Identifikation, Abschiebung in Drittländer, Vertreibung, Risikoanalyse oder die Zusammenarbeit mit Drittländern, die nicht die gleichen Normen wie die Europäische Union im Hinblick auf die Schutzrechte der Migranten haben, handelt: es besteht stets ein hohes Risiko, dass diese Maßnahmen im Widerspruch

zu internationalen und europäischen Verpflichtungen stehen, die eigentlich von den Mitgliedstaaten und der Agentur eingehalten werden müssten. Dies haben wir in zahlreichen Recherchen, Interviews und Berichten herausgefunden.

Um welche Grundrechte handelt es sich dabei?

In der Tat obliegt es den Europäischen Staaten das Recht auf Verlassen eines Staates (inklusive des eigenen) zu schützen (siehe Artikel 13 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte sowie Artikel 12 des Internationalen Paktes über bürgerliche und politische Rechte und Artikel 2 des Protokolls 4 EMRK), weiters den Schutz vor Zurückweisung (Refoulement-Artikel 33 der Genfer Flüchtlingskonvention, Artikel 18 der EU-Charta der Grundrechte), das Recht auf Asyl und den Schutz vor unmenschlicher und erniedrigender Behandlung sowie das Recht auf Leben zu gewährleisten. Die Überarbeitung des Mandats von Frontex

im Jahr 2011 hat leider keine Änderung gebracht, diese Risiken zu mindern. Die EU-Sicherheitspolitik steht im Konflikt mit dem logischen Recht auf Schutz.

Was wurde bis jetzt erreicht und was ist das Ziel der Frontexit Kampagne?

Seit dem Start der Kampagne im März 2013 hat Frontexit mit seinen Partnern eine große Sammlung von Berichten und Materialien über die Frontex-Operationen und interne Vorgehensweisen durch vielzählige Korrespondenz und auch einen Lokalausweis an der griechisch-türkischen Grenze eruiert. Die Ergebnisse dieser Interventionen bestätigen, dass trotz der Ergänzungen zum Mandat der Agentur mit dem Ziel der Integration von Menschenrechten in die Rolle und Aktivitäten von Frontex, diese nach wie vor unvereinbar mit dem Schutz und Respekt für Grundrechte sind. Auf Wunsch zahlreicher internationaler Akteure – einschließlich des Europarats, des Sonderberichterstatters der Vereinten



AktivistInnen bei einer Demonstration gegen Frontex.
Foto: N.V.L.

Nationen über die humanitären Rechte von Migranten, des Europäischen Bürgerbeauftragten, sowie aller Organisationen und Akteure der Zivilgesellschaft, die sich an der Kampagne Frontexit beteiligt haben, aber auch der Europäischen Agentur für Grundrechte – forderten wir die dringend notwendige Anpassung des Mandates von Frontex um zu gewährleisten, dass die Agentur die Rechte von Migranten mit größtem Respekt behandelt.

Doch in diesem Zusammenhang kann die uneingeschränkte Achtung der Menschenrechte nur durch eine Einrichtung, deren Hauptziel der Schutz von Migranten und Asylsuchenden ist, gewährleistet werden. Die Agentur Frontex wird niemals diese Einrichtung sein können. Auch wenn Änderungen in ihrem Mandat und den Aktivitäten gemacht werden, sind die Partner der Kampagne Frontexit von der Unvereinbarkeit des Mandats von Frontex mit den internationalen Schutzrechten für Migranten und dem Europarecht überzeugt.

Was sind die geplanten, konkreten Maßnahmen und Forderungen von Frontexit?

Wir fordern die EU-Institutionen auf, diese Inkompatibilität und Überschreitungen anzuerkennen, und Maßnahmen zu ergreifen, um alle Frontex-Aktivitäten zu stoppen. Die Mitgliedstaaten müssen die Gesamtheit ihrer Maßnahmen für die Sicherheitspolitik neu konfigurieren auf der Grundlage der Achtung der Menschenrechte neu definieren.

Die Staatsoberhäupter der EU-Mitgliedstaaten werden dazu angehalten, eine neue strategische Richtlinie zu erarbeiten, die die Handlungsweise der EU auch im Hinblick auf Migration für die nächsten Jahre regelt. Die Frontexit-Kampagne appelliert an die EU, dies als eine Gelegenheit zur Überholung einer Politik zu nutzen, die schon viel zu hohe Tribute in Form von Menschenleben gefordert hat, und dass der Schutz von Menschenrechten im Zentrum des neuen Ansatzes zur Migrationspolitik stehen muss. Weiters soll es eingehende Untersuchungen geben, die

die Menschenrechtsverletzungen durch Frontex in Vergangenheit und Gegenwart aufzeigen und damit die dafür Verantwortlichen zur Rechenschaft gezogen werden können.



Foto: Stermitz

Mag.^a Martina Linzer, geboren 1985 in Friesach/Kärnten, Studium der Rechtswissenschaften und der Romanistik in Graz. Seit 2009 Unternehmerin. Projektleiterin „Pilgrimage Europe SI-AT“.

Die Erinnerung ist das einzige Paradies / Spomin je edini paradiž

Lojze Wieser erzählt in seinem ergreifenden Text von seiner Erinnerung an die letzten Wochen des Leben und des Sterben seiner Mutter (28.3.1926 – 12.2.2015).

*Zvonovi tulijo in nosijo vest čez vas
Zvonovi tolčejo v dušo spomin na njen glas
Zvonovi donijo v ušesih in zabijajo boleče kole spomina v meso
Zvonovi kričijo in sprašujejo vse svoje – Vse je zamanj!
Zvonovi nemira so snežna odeja, – pokrije vse
Zvonovi prinašajo vso trhlost življenja na dan
Zvonovi strašijo podnevi in prinašajo večnost noči
Zvonovi molčijo in v ušesih donijo do zadnjega dne
Zvonovi, vi nosilci večne tišine*

I.

Eine Totenhalle. Friedhof. Eine graue Armee von Steinen. Kirche. Läuten.

Ein Kommen und Gehen. Gräber putzen. Leuchten austauschen. Kerzen anzünden. Eiliges Hin und Her. Arbeiter. Grab ausheben. Einige gehen zur Aufgebahrten beten. Nehmen Abschied. Andre schauen von weitem. Hindern sie die Wanderstöcke, näher zu kommen? Andre schleichen vorbei.

Einer: Er hat sein Haus unter der Friedhofsmauer. Sein Bruder hatte immer den größten Salat.

Der Andere: Sind ja gemeinsam aufgewachsen, sind ja zusammen zur Schule gegangen. Die ganze Jugend gemeinsam. BDM und so. Weißt eh. Kann nimmer stehen. Drum kommt er hierher, jetzt. Zur Beerdigung geht es nimmer mehr. Die Füße. Die Füße. Bin der Bruder. Weißt eh.

Eine: Muss beten. Bin morgen nicht da. Hab eine Feier. Grüß deine Schwester, weißt eh, ich war ihre Hebamme.

Ein Anderer, am Telefon: Ah du bist es. Dich kennt die Welt. Wir sind nur hier bekannt. Sie war so zierlich. Mit Brille. So fein und mild war sie, immer. Lieb. Wir feiern heut. Den Geburtstag unserer siebenundachtzigjährigen Mutter und den sechzigsten Hochzeitstag unserer beiden.

So nah beisammen sind Freud und Leid. Einziger Trost. Diesen Weg gehen wir alle.

Glocken. Laut. Hämmern. Singen. Klagen. Erinnern. Fragen. Wünschen. Stöhnen. Ächzen. Rufen. Schreien. Sagen. Flüstern. Jauchzen. Dröhnen. Klingen. Schweigen. Flüstern. Erschrecken. Erwecken. Bedenken. Erwägen.

Die Betende: Sie ist ja noch da. Man fasst es ja noch gar nicht. Eine Erlösung. Wenn man gehen kann. Dafür ist es ja auch so eingerichtet. Dass man gehen kann.

On: to je vaša mama. Veliko srce je imela, da je še vas razbojnike zdržala. Imel jo bom v spominu. Se je rad spomnim. Bova ob priliki nanjo popila. Je že tako.

(Er: Das ist eure Mutter. Sie hatte ein großes Herz, sonst hätte sie euch Räuber nicht ausgehalten. Ich werde sie in Erinnerung behalten. Gerne denke ich an sie. Wir werden bei Gelegenheit ein Glas auf sie heben. Ist schon so.)

Vasi okrog in okrog. Velike vasi so tako blizu. Ko smo bili otroci, je bilo vse tako daleč. Sedaj je vse na dlani. Svet je zmeraj večji. Razdalje zmerj manjše.

(Dörfer rundherum. Große Dörfer so nah. Für uns Kinder lagen sie so entfernt. Jetzt liegen sie auf der Hand. Die Welt immer größer. Die Entfernungen immer kürzer).

II.

Einer quert den Platz. Pfeift vor sich hin. In schweren Schuhen. Eine Frauenstimme im Hintergrund. Murmelt Unverständliches.

Der Sarg. Von Blumen umstellt. Sie liebte sie. Den Valentinstag vor allem. Jetzt hat sie Blumen, wie sie sie zu Lebzeiten in dieser Fülle wohl nie erhalten hat.

Die Eine: Wozu Blumen. Immer nur Blumen. Als ob man sich wichtigmachen möchte. Unnötig. Es gibt keinen Platz, sie hinzustellen. Drum hat sie sie ja zu Lebzeiten auch nicht gegossen.

Die Zwei, zuhause. Nach dem Beten. Reden übers Sterben: Das Sterben ist Schwerarbeit.

III.

Beten in der Totenhalle. Gekommen sind alle. 40 oder sogar mehr.

Die Vorbeterin: *Oče naš ... in Zdrava Marija ... Slovensko in nemško. Pesem navrh. Marija pomagaj ... / Vater unser und Ave Maria, Slowenisch und Deutsch. Danach ein Lied. Marija, pomagaj ... Maria hilf ...*

Sie singen von Herzen. Sie beten mit Inbrunst. Kaum Einer/Eine, die nicht in der Kindheitssprache betet. Er kann sich noch erinnern. Zu seiner Jugendzeit war rundum der slowenische Klang, außer Haus wollte aber von den Dörflern kaum Jemand die heimischen Worte in den Mund nehmen. Heute klingt die Kindheitssprache aus den Gebeten.

Der Gesang. In seiner Unvollkommenheit ist er vollkommen. Einer singt falsch. Ein Anderer zieht nach. Der Dritte montiert einen eigenen Text, singt, da er nichts mehr hört, nach dem Gehör. Das Hörgerät pfeift dazwischen. Sie wiegen die Körper, sie halten sich an der Trauer fest, sie schauen zum Sarg und schauen in sich und wahren Ruhe. Tanken Kraft. Fühlen sich nicht allein gelassen und danken den Gekommenen, sie nicht allein gelassen zu haben. Sie wagen zu trauern. Töne ertrinken in Tränen oder gehen im Verschlucken unter.

Der Bruder. Zehn waren sie. Jetzt ist er, älter als sie, der Zurückgebliebene. Alleine geblieben. Sein Blick irrt durch den Raum, wird starr und nachdenklich. Die Lippen bewegen die Worte. Gebet der Trauer.

IV.

Im Gasthaus.

Pogrebci. Polovica jih je prišla. Živžav, na začetku še malo utišen, z redkimi smehi posoljen se v teku uredolge pojedine in sedenja spremeni v živ in razproščen smeh.

(Begräbnisteilnehmer. Die Hälfte kam zum Totenschmaus. Es geht lebhaft zu, anfangs noch gedämpft, einige unterdrückten Lacher, löst es sich nach stundenlangem Essen und Sitzen, mündet es in ein erleichtertes Beisammensein).

Laut. Befreiend.

Alle wollen gehen. Bleiben stehen. Reden. Wollen nicht, können nicht aufbrechen. Beisammenstehen. Im Weggehen bleiben.

Eine fällt. Rutscht am feuchten Boden aus.

Die Diakonin erzählt, wie sie ihre Sprache wieder fand. *Sem ja hčerka Atija. Bin die Tochter des Vaters.* Trinkt den wärmenden Schnaps. Lacht befreit. In der Kirche liest sie in wunderbarer slowenischer Akzentuierung aus der Bibel.

Der Runde mit Bart geht es an. Sammelt alle notwendigen Adressen, um den langgehegten Wunsch eines Zusammentreffens der Kusinen und Cousins zu organisieren.

Wiederum ein Anderer fragt sich, woher denn die und die kommen und wie sie über die Jahrhunderte zueinander fanden. Je näher die letzte Stunde, umso tiefer die Suche und die unbeantwortbare Frage: Mensch, wer bist du?

Auszug aus dem unveröffentlichten Text „Die Erinnerung ist das einzige Paradies – Spomin je edini paradiz“ von Lojze Wieser. Die Arbeit am Text wird fortgesetzt und ist in seiner bisherigen Textform auf www.khg-graz.at zu lesen.



Foto: Belba

Prof. Lojze Wieser, Verleger, Herausgeber und Autor, Klagenfurt/Celovec. Gegründet 1987. Schwerpunkt des Programmes: ost- und südosteuropäische Literatur. Die Reihe „Europa erlesen“ erreicht mittlerweile Kultstatus. Im ORF und auf 3sat präsentiert er seit 2013 die Reihe „Der Geschmack Europas“, für die er auch das Drehbuch schreibt – bisher sieben Folgen. Für die Reihe „Europa erlesen“ 2014 mit dem „Pro Cultura Hungarica“ und dem „Kreisky-Preis“ als Spezialist für Literatur aus dem europäischen Osten für besondere verlegerische Leistungen für das Jahr 2014 ausgezeichnet.

„Den Weg nach vorne offen lassen“

Bischof Dr. Dr. h.c. Egon Kapellari hat am 28. Jänner 2015 seine Emeritierung bekanntgegeben. Das war Anlass für zahlreiche Würdigungen seines 33 Jahre währenden Wirkens als Bischof von Gurk (1981 – 2001) und Graz-Seckau (2001 – 2015) in beinahe allen relevanten Medien in Österreich.

Von Christian Lager



Kardinal Dr. Kurt Koch und Bischof Kapellari bei „Geist&Gegenwart“ in Seggau 2013. Dieses Symposium wird vom Land Steiermark, dem Club Alpbach Steiermark und der Diözese alle zwei Jahre veranstaltet und findet 2015 zum 6. Mal statt.
Foto: Neuhold

Am Beginn seines 2013 erschienenen Interviewbuches mit Hans Winkler „Was kommt? Was bleibt? Gespräche an einer Lebenswende.“ findet sich orientierend für das Selbstverständnis Kapellaris als Bischof ein Auszug aus einer Predigt des hl. Bischofs Augustinus von Hippo, der bischöfliches Wirken umschreibt. Dabei stehen neben den Aufgaben: „Unruhestifter zurechtweisen, ... Sich der Schwachen annehmen, ... Armen helfen“ auch die Aufträge „Ungebildete lehren, ... Gegner widerlegen, ... Eingebildeten den rechten Platz zuweisen ...“, die bischöfliches Wirken unmittelbar mit Bildung verbinden.

Das katholische Verständnis des Bischofsamts beinhaltet neben der Hirten- und Leitungsfunktion auch die Aufgabe des Lehrens, insbesondere bezogen auf den Glauben, umgreifend ist damit aber auch der Bischof als letztverantwortlicher Gestalter von Bildungsvorgängen innerhalb seiner Diözese gemeint. Die Weite und Tiefe der Ausprägung dieser Aufgaben hängt wiederum stark an der jeweiligen Persönlichkeit und ihrer Biographie.

Egon Kapellari wurde am 12. Jänner 1936 als ältester Sohn des damaligen Bergarbeiters und späteren Postangestellten

Alfred Kapellari und dessen Frau Angela in der steirischen Industrie- und heutigen Universitätsstadt Leoben geboren. „In meiner Familie war ich im weiten Umfeld der erste Sohn, Enkel oder Cousin mit Matura“ (ebd.). Der Direktor der Volksschule wies die Mutter auf die Begabung ihres Sohnes hin. „Diesem Mann ... verdanke ich meinen Weg ins Gymnasium und indirekt in alle späteren höheren Schulen.“ (ebd.). Dabei begann die Bildungskarriere des Kindes Egon Kapellari gar nicht zwanglos. Der fünfjährige Bub musste von einem Zaun gelöst werden, an dem er sich verzweifelt festhielt, als ihn seine Mutter zur Volksschule bringen wollte.

Lesen und Verstehen

Mit erst 21 Jahren promovierte Egon Kapellari zum Doktor juris. Danach folgte das Theologie und Philosophiestudium in Salzburg und Graz. Die Welt des Geistes erschloss er sich schon früh durch Entdeckung der Stadtbibliothek in Leoben mit Lesen. Hier zeigt sich der intellektuell begnadete Autodidakt – im Sinne des angelsächsischen Begriffes von Bildung als self-formation oder

self-cultivation. Dies gilt auch für den Weg zum und im Glauben und die Entscheidung für das Priesterwerden. Der Priester und Religionsprofessor Josef Pfandl brachte dem Schüler Kapellari die Welt der Literatur mit Focus auf die Autoren des „Renouveau catholique“ nahe.

Mit einem Zitat aus den Confessiones von Augustinus beschreibt Kapellari diese literarische Auseinandersetzung mit dem Glauben: „Wenn diese und andere es zuwege gebracht haben, sich für das Christentum zu entscheiden, warum dann nicht auch ich? [Augustinus] Ich habe mich im Blick auf diese Literaten so ähnlich gefühlt und meine Glaubenszweifel relativiert. Für mich kleinen Provinzstudenten war dies eine Herausforderung, mindestens keine Entscheidung gegen ein entschlossenes Christsein zu treffen, sondern den Weg nach vorne offen zu lassen.“ (ebd.) Am 9. Juli 1961 wird Egon Kapellari im Grazer Dom von Bischof Joseph Schoiswohl zum Priester geweiht.

„Den Weg nach vorne offen lassen ...“ kann als Leitwort für die Beziehung Kapellaris zu Bildung gelten. Kapellari ist seit diesen frühen Tagen ein sich im Lesen Öffnender geblieben. Lesen meint dabei eine Form der Weltöffnung und -rezeption. Welt verstanden als Totalbegriff für Ereignisse, Vorgänge, Schöpfungen etc. in Gesellschaft, Gemeinschaften, Kulturen und Religionen, aber auch als Begriff für die Vielfalt der universalen Kirche über die eigene Pfarre und Diözese hinaus.

Ein in der intellektuellen Biographie Kapellaris kontinuierlicher Bildungsvorgang ist die Auseinandersetzung mit Literatur und bildender Kunst. Wort und Bild. Differenzierende Sprache und unverkürzte differenzierende Weltwahrnehmung bedingen einander. Bilder prägen Menschen und Gesellschaften. „Hören und Sehen sind ineinander übergehende Weisen menschlicher Wahrnehmung.“ („Bis das Licht hervorbricht“, 2006) Für Kapellari gibt Kunst „eine profunde, wenn auch nicht einzige Antwort auf die große Frage, wie spät es denn auf der Uhr der Epoche sei. ... Schon deshalb muss oder müsste man in der Kirche mit der oft schwer deutbaren Gegenwartskunst vertraut sein.“ (ebd.)

Im Gespräch in Kirche und Welt

Mit der Ernennung zum Hochschulseelsorger am 1. Februar 1964 wuchs bei Kapellari das Verständnis von gesellschaftlicher Relevanz und Verantwortung der Bildung und der Gebildeten. Intellektualität nur für sich genommen erstarrt und verdorrt. Intellektualität hat einen Auftrag zur Gestaltung einer humaneren Welt und Gesellschaft. Das geht nicht ohne Wertehaltungen. Hier sah der Hochschulseelsorger seinen besonderen Auftrag, christliche Perspektiven, christliche Orientierungen und Haltungen den Studierenden anzubieten im Sinne von Romano Guardini und seiner Briefe über

die Selbstbildung. Dies ging nicht ohne Bereitschaft zur intellektuellen Auseinandersetzung mit Entwicklungen in Wissenschaft und Gesellschaft. Nur so kann glaubhaft auch ein Weltanschauungsdiskurs geführt werden. Eine sich im Zuge der Entwicklungen in Wissenschaft, Wirtschaft und Kultur verändernde und wandelnde Welt und Gesellschaft stellt für die Kirche eine besondere Herausforderung dar.

Die Auseinandersetzung mit diesen Entwicklungen muss auch deshalb geführt werden, um Dialog-fähig zu bleiben. Deshalb hat Egon Kapellari auch als Bischof immer das Gespräch mit Wissenden aller Bereiche gesucht und gepflegt. Der Bischof ließ dabei stets auch als nachdenklich Zuhörender die vernommenen Überlegungen auf der Höhe der Zeit in seine Arbeit einfließen. Differenzieren ist daher wohl eines der Zentralverben kapellarischer Intellektualität. Und ein Gegenwort zu Fundamentalismen kirchlicher und gesellschaftlicher Ausformung. „Die Wahrheit ist synthetisch“ ist einer der immer wiederkehrenden, das katholische und humanistische Profil von Egon Kapellari kennzeichnenden Orientierungssätze. Nicht nur deshalb wurde und wird Bischof Egon Kapellari von Medien als standpunktstreuer Mann des Dialoges und als Brückenbauer der Kirche inmitten der Gesellschaft benannt.

In seiner Zeit als Grazer Bischof initiierte Kapellari nachhaltige Bildungsinitiativen, wie das Bischöfliche Zentrum für Bildung und Berufung „Augustinum“ und das umfassend renovierte Quartier Leech, das die Katholische Hochschulgemeinde und das Afro-Asiatischen Institut beherbergt, in Graz. Im Bischöflichen Mensalgut in Seggau initiierte er den Pfingstdialog „Geist&Gegenwart“, die „Graz International Summer School“, die „Seggauer Gespräche zu Kirche und Staat“ sowie den „Seggauer Kreis“, den er bereits in seiner Zeit in Kärnten in St. Georgen begründete.



Foto: Schiffer

MMag. Dr. Christian Lager, MBA, geboren 1967 in Feistritz im Drautal. Theologie- und Philosophiestudium in Innsbruck. 2001 – 2009 Sekretär von Bischof Dr. Egon Kapellari. Seit 2010 Geschäftsführer der Krankenhaus Elisabethinen Graz GmbH.

Das Zeitalter des leeren Grabes

„Gott ist tot!“ Diese Feststellung Friedrich Nietzsches passt nicht nur zu einer aussichtslosen Karsamstagsstimmung. Sie ist zu einem „Modewort“ geworden und steht für die Behauptung, dass es keinen Gott (mehr) gibt. Das Wort „Gott ist tot“ ist aber überholt: Es hat sich viel getan!

Von Bruno Almer

Das Grab ist leer: Mit hoher historischer Sicherheit kann angenommen werden, dass das Grab Jesu wirklich leer gewesen ist. Auch außerbiblische Quellen sprechen davon. Die Tatsache aber, dass das Grab Jesu leer war, verändert noch nicht mein Leben, da vom leeren Grab allein noch nicht auf die Auferstehung Jesu geschlossen werden kann. Im Gegenteil: Es liegt an mir, darauf zu antworten – auch heute. Das Osterevangelium zeigt uns, wie Menschen damals darauf reagiert haben.

Glauben wie Johannes: Zwei Jünger kamen am Ostermorgen zum leeren Grab. Die Tradition hält einen davon für den Jünger Johannes. Über ihn schreibt das Evangelium prägnant: „Er sah und glaubte“ (Joh 20,8). Was er aber sah, war nicht der Auferstandene selbst, sondern nur das leere Grab. Vielleicht erinnerte er sich dort an die Ankündigung Jesu, dass er auferstehen werde.

Glaubende ChristInnen werden sich mit dem Jünger Johannes sehr verbunden fühlen. Auch heute – rund 2000 Jahre nach diesem Geschehen in Jerusalem – sieht man den Auferstandenen nicht von Angesicht zu Angesicht, sondern ist ständig (nur) mit dem leeren Grab und der Frage konfrontiert: Kann das alles wahr sein: Auferstehung, ewiges Leben, Himmel? Es braucht Mut, um zu glauben angesichts fehlender empirischer Beweise. Und manchmal ist es sogar mutiger zu glauben als nicht zu glauben.

Unentschlossen wie Petrus: Neben diesem Jünger tritt im Osterevangelium ein anderer Jünger auf: Petrus. Von ihm wird erzählt, dass er in das Grab hineinging, die Leinenbinden liegen sah und das Schweiß Tuch, auf dem der Kopf Jesu gelegen hatte. Dann kehrten beide wieder nach Hause zurück. Über Petrus steht nicht geschrieben, dass er das leere Grab sah und glaubte.

Auch heute gibt es viele Menschen, die wie Petrus – dieses Bild wird uns zumindest im Evangelium

vermittelt – die Frage, ob das alles stimmt, unbeantwortet lassen. Wie leicht wäre es, wenn wir Gott oder Jesus heute persönlich begegnen könnten! Wie leicht wäre es, an ihn zu glauben, wenn wir ihn doch sehen könnten! Johannes sah das leere Grab und glaubte – Petrus sah dasselbe, und? Wie diese Frage am leeren Grab offen bleibt, so bleibt auch so manche Lebensentscheidung zwischen Glauben oder Nichtglauben vorerst offen.

Suchen und Ringen wie Maria Magdalena: Noch eine dritte Reaktion zeigt uns das Osterevangelium. Es berichtet, dass Maria Magdalena, nachdem sie das leere Grab gefunden und die Jünger darüber verständigt hatte, zum Grab zurückgekehrt war. Dort begegnete sie Jesus. „Wen suchst Du?“ (Joh 20,15), fragte der vermeintliche Gärtner, der sich als der Auferstandene herausstellte. Von Maria Magdalena wird als Einzige ausdrücklich erwähnt, dass sie beim leeren Grab ausharrte und nach Jesus suchte.

Unsere heutige Gesellschaft besteht nicht nur aus Gläubigen und Nichtgläubigen. Da gibt es genauso Menschen, die – wie damals Maria Magdalena – auf der Suche sind: auf der Suche nach dem Sinn des Lebens, auf der Suche nach dem Ziel der Geschichte, auf der Suche nach Gott. Nicht immer wird das gefunden, wonach man gesucht hat. Von Maria Magdalena kann man aber lernen, Geduld zu haben, auch in Zeiten größter Verzweiflung, Trauer und Aussichtslosigkeit. Sie lehrt uns, die Frage nach Gott nicht vorschnell aufzugeben, sondern ihn geduldig weiterzusuchen.

Das Zeitalter des „Gott ist tot“-Karsamstags ist vorbei. Angebrochen ist das „Zeitalter des leeren Grabes“ und es liegt an uns, darauf wie Johannes, Petrus oder Maria Magdalena zu antworten.



Foto: Neuhold

Mag. Bruno Almer, geboren 1988 in Graz, Theologiestudium an der Karl-Franzens-Universität Graz. Zeremoniär von Bischof Dr. Egon Kapellari und Referent für Liturgie & Sakramente im Bischöflichen Pastoralamt.

Dächer unter Sternen

Das Märchen vom Wir-müssen-nur-wollen hat zwischenzeitlich ausgedient.
Von Harald Koberg

Das war schon ein bisschen viel des Guten, als der kleine William Thatcher in Brian Helgeldands „Ritter aus Leidenschaft“ von seinem Vater wissen wollte, ob denn ein Mann seine Sterne neu ordnen könne. Natürlich kann er das, sagt die Traumfabrik. Und für sie spricht in diesem Fall Williams Vater: „Ja mein Sohn. Wenn er das wirklich will, kann ein Mann seine Sterne neu ordnen.“

Die Botschaft ist eine immer wiederkehrende: Wer es wagt seine eigenen Grenzen zu übertreten, um mit allen ihm zu Verfügung stehenden Mitteln für seine Träume zu kämpfen, dem steht die Welt offen wie William Thatcher. Und der hat es immerhin vom Sohn eines Dachdeckers zu einem echten Ritter geschafft; in einem Film, der bis heute vielen Menschen sehnsüchtige Seufzer entlockt. Am Ende bekommt eben jeder, was er verdient.

Allein die Zahl der Sportfilme, in denen immer wieder dieselbe Geschichte vom Aufstieg des Underdogs erzählt wird führt vor Augen, wie gerne wir diese Botschaft hören, das verheißungsvolle Versprechen, dass jeder, der das wirklich will, zu Großem imstande ist. Von „Rocky“ und den „Mighty Ducks“ bis zu „Saint Ralph“ und „Das Wunder von Bern“, immer sind es der unbeirrbare Glaube und der eiserne Wille, die Sportler über ihre Grenzen hinaus treiben. Und selbst wenn sich alles um einen Basketball spielenden Hund dreht („Air Bud – Champion auf vier Pfoten“) ist die Geschichte immer noch rührend. Eben gerade weil die Welt schöner wäre, wäre tatsächlich jeder seines Glückes Schmied.

So betrachtet ist es auch bezeichnend, dass derartige Filme häufig das Sonntags-Nachmittags-Programm der Fernsehsender füllen – jene Zeit, zu der viele Menschen am allerweitesten davon entfernt sind, Blut, Schweiß und Tränen zum Trotz ihre Träume zu verfolgen. Aber wenn dann der Abspann läuft, ist man einen Moment lang fest überzeugt, mit ähnlichem Elan an die Sache zu gehen. Und dann kommt die ZIB.

Geschichten wie jene von William Thatcher sind aber auch so etwas wie das neo-kapitalistische Gründungsmärchen. Um das zu verstehen hätte es



Ritter aus Leidenschaft. Columbia Pictures Inc. 2001

Muccinos „Das Streben nach dem Glück“ wohl gar nicht gebraucht. Aber wer Will Smith dabei zusehen hat, wie er vom mittellosen Vorstadt Vater zum millionenschweren Investmentbanker aufsteigt weiß auch, warum der alte Dachdecker aus „Ritter aus Leidenschaft“ nicht nur für die Traumfabrik, sondern eben auch für unser Wirtschaftssystem spricht. Denn wenn wir alle aufhören daran zu glauben, dass wir über den steinigen Weg von unbezahlten Praktika und selbst auferlegten Nachschichten irgendwann unsere erste Million machen können, dann bröckelt dieses System ganz gehörig – gut also, dass „Das Streben nach dem Glück“ einer wahren Geschichte nachempfunden ist. Es gibt derartige Aufstiege wirklich und sie sind die Karotten vor den Nasen aller anderen.

Es mag ein subjektiver Eindruck sein, aber in den letzten Monaten ist es ruhig geworden um dieses Märchen. Das Kinoprogramm erzählt häufig vom Heiraten und vom Wert von Freundschaft. Es erzählt auch vom ewigen Kampf des Guten gegen das Böse und manchmal versucht es Tabus zu brechen die schon lang keine mehr sind, aber der so beliebten Geschichte vom fulminanten Aufstieg des kleinen Mannes begegnet man immer seltener – vielleicht, weil sie überholt wirkt, da wir nunmehr seit Jahren in einer Krise stecken und weil die so genannte Generation Y, die gerade die Universitäten verlässt, momentan keine Lust auf diese Geschichte hat und lieber andere Träume träumt.

Das Pendel beginnt gerade wieder zu Leistungsbewusstsein und Karrieretraum zurückzuschwingen, aber dieser Tage würde der junge William Thatcher wohl den Betrieb seines Vaters auf Nachhaltigkeit trimmen und die Sterne Sterne sein lassen.



Foto: KK

Mag. Harald Koberg, geboren 1984 in Graz, studierte Philosophie und Volkskunde und Kultur-anthropologie an der Karl-Franzens-Universität Graz und arbeitet als Medienpädagog, Öffentlichkeitsreferent und Karate-Trainer.



Foto: Vrablik

AUFBRUCH

Ausstellung von Martin Bruch in der QL-Galerie

Martin Bruch leidet an Multipler Sklerose. Der Ausbruch der Krankheit war die Initialzündung eines umfassenden konzeptuellen Kunstprojektes. Am Anfang stand mit „BruchLandungen“ ein monumentaler Foto-Zyklus, der die mit der Krankheit verbundenen, unkontrollierten Stürze dokumentierte. 2001 hat ihn der legendäre Kurator Harald Szeemann auf der von ihm unter dem Titel „Plateau der Menschheit“ kuratierten Biennale von Venedig gezeigt. Später kamen Filme hinzu, die mit der Handkamera gefilmt wurden und die spezielle Perspektive des Rollstuhlfahrers einfingen. 2004 wurde Martin Bruch für seinen Film „handbikemovie“ mit dem Großen Preis der Diagonale für den besten österreichischen Film ausgezeichnet. Die damalige KHG-Galerie hat in Kooperation mit dem Kulturzentrum bei den Minoriten bereits 2006 eine Ausstellung des Künstlers gezeigt. Besonders erfreulich war, dass der Einladung zur Eröffnung auch viele Rollstuhlfahrer nachgekommen sind. Sie wie auch alle anderen AusstellungsbesucherInnen

waren berührt von der Lebensfreude und Vitalität des Künstlers, der bei der Veranschaulichung sein schon für ein Interview in „Denken+Glauben“ formuliertes Lebensmotto wiederholte: „Ich lebe – und das Leben ist schön!“

Alois Kölbl

COME TOGETHER WOCHENENDE – LACHTAL

Eine illustre Runde aus der KHG machte sich zu Semesterbeginn auf den Weg in die obersteirische Bergwelt. Einquartiert in eine Selbstversorgerhütte genossen wir



Foto: Holz knecht

kulinarische Köstlichkeiten von Puten-curry bis zu Spaghetti alla verdura. Sportliche Aktivitäten standen im Fokus unseres Wochenendes. So wählte jeder die ihm am besten passende Sportart: Skifahren, Skitouren gehen, Schneeschuhwandern oder Schlittenfahren. Dank unseres Berfexes Tim, der die Skitouren plante, gab es auch für Unerfahrene die Möglichkeit, eine Skitour auszuprobieren. Nach einem ausgefüllten anstrengenden Tag in der Natur kamen am Abend alle zusammen, um gemütlich beisammen zu sitzen und ausgelassen Spiele zu spielen. Wir danken unseren Begleitern und Organisatoren Anton Tauschmann und P. Albert Holz knecht.

Judith Kirchgässner, Dietmar Stromberger

IGNATIANISCHE EINZELEXERZITIEN

in Slowenien vom 13. – 20. Februar

Exerziten – Was ist das überhaupt? Hilfe!!! Eine Woche Schweigen? Anfangs hatte ich Bedenken, weil ich nicht wusste, was mich erwartet. Die Zeit davor war sehr stressig, und ich sehnte mich nach einer gemütlichen Zeit. Deshalb habe ich gar nicht so sehr an Gott gedacht, sondern eher an Urlaub und Erholung für mich selbst. Der Begriff kommt aus dem Lateinischen und bedeutet „Übungen“. Durch Besinnung und Gebet kommt man zur Ruhe und wird sich der Gegenwart Gottes neu bewusst.

Als wir ankamen, wurden wir von einer wunderschönen Landschaft begrüßt und

von einem lachenden Kapuziner herzlich empfangen. Das Schweigen empfand ich als sehr angenehm, und durch die regelmäßigen Gebetszeiten und Gespräche mit der geistlichen Begleitung war ich gut aufgehoben. Ich wurde nicht bewertet und musste keinen Anforderungen von außen entsprechen. Auf diesem Weg konnte ich mich vom Leistungsdruck entfernen und fühlte mich von Tag zu Tag freier.

Bei ausgedehnten Spaziergängen und meinem persönlichen Wohlfühlprogramm konnte ich mich wunderbar entspannen. Am Morgen sangen mich die Vögel aus



Foto: Trummer

dem Schlaf und am Abend sangen wir im Gottesdienst. Am besten gefiel mir die Ehrlichkeit. Jede Träne und jedes Lachen war echt. Ich erkannte für mich selbst, dass vor allem die Natur und die Langsamkeit mich näher zu Gott bringen und dass ich mich auch in lausigen Verfassungen an Gott wenden kann.

Eines weiß ich: wenn es mir wiedermal zu viel wird, helfen mir Einzelexerzitien.

Anna Gradwohl

FEBRUAR-EXKURSION DER KHJÖ NACH RUMÄNIEN

Der aufgehenden Sonne entgegen reisten wir gen Osten. Allerdings nicht in den sonnigen Vorderen Orient, sondern in das kalte Rumänien. Zumindest dem Wetter

nach, denn als Gäste wurden wir auf das Wärmste aufgenommen. Insgesamt eine Woche dauerte unsere Reise – von 6. bis 15. Feb.

Die ersten drei Tage verbrachten wir in Iași – ganz im Osten Rumäniens, schon nahe der Grenze zu Moldawien. Dort durften wir neben der kath. Studentenbewegung der KA auch den Weihbischof und die neu errichtete, in moderner Bauweise gestaltete kath. Kathedrale kennenlernen, in der wir auch am Sonntag den Gottesdienst mitfeierten. Tags darauf schlossen wir Bekanntschaft mit der orthodoxen

Studentenorganisation ASCOR, mit der wir ein abendfüllendes Programm verbrachten und uns gegenseitig vorstellten bzw. austauschten.

Ein besonderes Zeichen der Gastfreundschaft, das wir erleben durften, war, dass uns jeweils beim Empfang Brot und Salz gereicht wurde. In Iași stellen die Orthodoxen mit fast 90% die Mehrheit, während die Katholiken mit 10% in der Minderheit sind.

Am folgenden Tag unternahmen wir einen Ausflug zu den bekannten und unter UNESCO-Kulturerbe stehenden Moldauklöstern, die ihre Berühmtheit vor allem durch die reichbemalten Außenwände der Kirchen erreicht haben. Dabei begleiteten uns sowohl Studenten der kath. Aktion als auch der rumänisch-orthodoxen ASCOR – bis dato die erste gemeinschaftliche Unternehmung

dieser zwei Organisationen, sodass wir als Außenstehende uns ein bisschen in der Vermittlerrolle fühlten.



Foto: Kölbl

Anschließend führte unsere Fahrt uns nach Klausenburg im siebenbürgischen Teil Rumäniens. Eine kunterbunte Studentenstadt, in der sich die Vielfalt sowohl in den ungarischen, rumänischen und deutschen Bevölkerungsgruppen als auch den röm.-kath., reformierten, orthodoxen und griech.-kath. Kirchen widerspiegelt. Hier trafen wir die Studentenorganisation der griech.-kath. Kirche – ASTRU. Auch der griech.-kath. Bischof empfing uns und führte uns durch die sich im Neubau befindende griech.-kath. Kathedrale.

Reich beschenkt durch unterschiedlichste Eindrücke traten wir die lange Heimreise mit dem Zug an, bei der wir genügend Zeit hatten, die vergangene Woche im Geiste Revue passieren zu lassen.

Andreas Schönhart

ÖSTERREICH 20 JAHRE IN DER EU

„Wir treten in eine Periode ein, wo mehr Achtsamkeit und mehr Sorgfalt im Umgang mit Argumenten eine größere Rolle spielt, weil unsere Systeme nicht so stabil sind, wie wir manchmal geglaubt haben.“ Das konstatierte Dr. Franz Fischler im Zusammenhang mit aktuellen Herausforderungen und Gefahren in Europa. Der ehemalige EU-Kommissar und Vorsitzende von Pro-Scientia Österreich diskutierte in der Kath. Hochschulgemeinde Graz mit Moderator Dr. Florian Traussnig

und mit dem Publikum am 13. Jänner über Rückblicke und Ausblicke 20 Jahre nach dem EU-Beitritt Österreichs.

Als wichtigen Hinweis für eine nachhaltige und partizipative Architektur des Projektes Europa formulierte Franz Fischler: „Wir haben einen gewissen theoretischen Aufholbedarf beim Prinzip der Subsidiarität.“ Er unterstrich besonders auch die Bedeutung von „Pro Scientia“, dem Studienförderungswerk der Österr. Bischofskonferenz, für eine interdisziplinäre und aktive gesellschaftliche Mitwirkung von Studierenden.

„Bildungsbiographien von Studierenden und Graduierten werden in Zukunft internationaler werden. Die jungen Leute bringen ja auch die Voraussetzungen



Peter Rosegger, Dr. Franz Fischler, Florian Traussnig. Foto: KHG

dafür mit. Die Mehrsprachigkeit in Europa sehe ich als Wettbewerbsvorteil z. B. gegenüber den USA. Wir müssen stärker darüber nachdenken, wie man diesen Schatz heben kann. Dazu gehören auch die entsprechenden organisatorischen Voraussetzungen wie die Durchgängigkeit von Pensionssystemen und Beschäftigungssituationen.“

Peter Rosegger

PSYCHOLOGICUM

„Wir können uns der Dimension der Grenze nicht entziehen wiewohl wir in der Haltung leben, dass alles geht.“ Mit dieser These eröffnete Josef Zollneritsch den Diskussionsbogen beim „Psychologicum“ am 21. Jan.

Unter dem Leitwort „Begrenzungen des Lebens: Chance oder Bedrohung?“ und unter engagierter Beteiligung des



Josef Zollneritsch, Rolf Spiegel, Renate Wamser, Walter Pieringer. Foto: Pinaeva

Publikums diskutierte er in der Kath. Hochschulgemeinde mit der klinischen Psychologin Dr. Renate Wamser, dem medizinischen Psychotherapeuten Dr. Walter Pieringer und dem Theologen Mag. Rolf Spiegel Sinn und Problematik von Grenzen.

Renate Wamser sprach über die Ambivalenz von Grenzen in den jeweiligen Lebensphasen und rekurrierte auf ein prinzipielles Wort von André Gide: „Wenn sich eine Tür schließt, öffnet sich eine andere. Die Tragik ist, dass wir zu der geschlossenen Tür blicken und nicht zu der geöffneten.“ Rolf Spiegel thematisierte die Grenze als den Rand des je eigenen Raumes und damit als eine Trennlinie, die ein vitaler und gestaltgebender Ort sein kann. Personen, Institution und Gesellschaften könnten zudem nur überleben, wenn sie auch Grenzen ziehen: „Es braucht Grenzen um leben zu können, aber es braucht auch die Bereitschaft, an diese Grenzen zu gehen – in Wertschätzung und in Achtung.“ Walter Pieringer betonte die Bedeutung von Grenzerfahrungen für das je eigene Leben: „Erst im Erkennen der Grenze wird auch die Freiheit erkannt.“

Die Reihe „Psychologicum“ veranstalten Kath. Hochschulgemeinde und Forum Glaube-Wissenschaft-Kunst.

Peter Rosegger

ÓSCAR ROMERO – ERBE UND AUFTRAG

„Am 3. Februar dieses Jahres haben in El Salvador am Abend um sechs Uhr alle Kirchenglocken geläutet.“ Gleich zu Beginn seines Vortrags erzählte P. Dr. Martin Maier SJ von dieser Freude über die Bestätigung des Martyriums von Erzbischof Óscar Romero durch Papst Franziskus. „Darauf haben viele lange gewartet. Damit war der Weg für die Seligsprechung frei.“ Bereits 2007 habe Kardinal Bergoglio einem Priester aus El Salvador gesagt, wenn er Papst wäre, würde er Erzbischof Romero sogleich seligsprechen. „Aber ich werde niemals Papst.“

Am 24. März, dem 35. Jahrestag der Ermordung von Erzbischof Romero, sprach P. Maier mit Mag. Andrea Kager-Schwar im vollbesetzten QL-Veranstaltungssaal über dessen Engagement für Glaube und Gerechtigkeit und für die im Evangelium verwurzelte Option für die Armen und Notleidenden. Der Weg von Óscar Romero sei dabei wesentlich durch die Ermordung seines Freundes, des Jesuitenpaters Rutilio Grande, mitgeprägt worden. „Er ist zu einem Propheten geworden. Er hat die Strukturen in El Salvador angerührt. Strukturen extremer



Diözesanadministrator Heinrich Schnuderl, HS Alois Kölbl, P. Martin Maier SJ, Andrea Kager-Schwar, Peter Rosegger
Foto: cp-pictures

Ungerechtigkeit.“ Das Lebens- und Glaubenszeugnis von Erzbischof Romero sei besonders auch heute für viele Menschen eine bleibende Inspiration für den Einsatz für Wahrheit und Gerechtigkeit.

P. Maier hat selbst in El Salvador in einer Gemeinde gewirkt, deren Pfarrer zuvor im Jahre 1989 im Bürgerkrieg ermordet wurde. Er besuchte Graz auf Einladung der Kath. Hochschulgemeinde, Kath. Männerbewegung, Kath.-Theol. Fakultät und Welthaus.

Peter Rosegger

KHG-PFINGSTREISE NACH LEIPZIG 22. – 26. MAI

Ende Mai werden wir die Katholische Studierendengemeinde Leipzig besuchen und gemeinsam Pfingsten feiern. In den letzten Jahren ist in Leipzig unter der Leitung von Studentenpfarrer Clemens Blattert SJ eine sehr lebendige



Foto: Grubitzsch

Studierendengemeinde gewachsen. 25 Jahre nach dem Mauerfall, zu dem die Leipziger Montagsdemonstrationen einen wesentlichen Beitrag leisteten, wollen wir über die Situation in Ostdeutschland ins Gespräch kommen, aber auch die Kultur und Kunst von Leipzig und Umgebung (u.a. die alten Domstädte Merseburg und Naumburg) erkunden.

Reiseleitung: P. Albert Holz knecht SJ und HS Alois Kölbl

Kosten: ca. € 200.-

Anmeldung:

hochschulseelsorger@khg-graz.at



Foto: KK

FAHRT NACH TAIZÉ 11. – 19. JULI

Gemeinsam mit zahlreichen jungen Menschen aus der ganzen Welt beten, der Gegenwart Gottes nachspüren und eine Ausrichtung für sein Leben suchen. Wir fahren gemeinsam für eine Woche nach



Foto: Kölbl

Taizé. Dort treffen wir auf zahlreiche weitere junge Menschen. Gemeinsam mit ihnen und der Gemeinschaft der Brüder von Taizé nehmen wir uns Zeiten des Gebetes. Bei Gesang, Stille und Zeiten zum persönlichen Nachdenken können wir zur Ruhe kommen, der Gegenwart Gottes nachspüren und neue Kraft schöpfen. Im Gespräch mit anderen tauschen wir uns über das Wort Gottes aus. Thementreffen wollen helfen eine Verbindung von Glauben und täglichem Leben zu finden.

Begleitung, Anmeldung:

Sr. Regina Stallbaumer sa, HS Alois Kölbl, Mag.^a Tamara Strohmayer

Anmeldeschluss: MO 15. JUN 2015

Eine Kooperation von KHG, Katholischen Jugend Steiermark, Augustinum, Kongregation der Helferinnen, Evangelische Hochschulgemeinde und Franziskaner

WANDEREXERZITIEN 19. – 26. JULI

Hebe deine Augen auf (Ps 121)

Im schweigenden Gehen mit allen Sinnen Natur erleben, über das Leben nachdenken, in der Verbindung von Schöpfung und biblischem Wort sich selber und Gott näher kommen ...

Elemente: täglich mehrstündige Wanderung, biblische und meditative Impulse, gemeinsames liturgisches Feiern, Einzelgespräch, viel Raum für Stille

Route: Salzburger Almenweg

Kosten: € 200.-

Begleitung, Anmeldung (bis 22. JUN):

P. Albert Holz knecht SJ, Sr. Christine Klimann sa

TREFFPUNKT MONTAG

Seit dem Wintersemester 2014/2015 gibt es die Reihe „Treffpunkt Montag“. Sie wird vom Bildungshaus Mariatrost und der KHG gemeinsam veranstaltet und ist der differenzierten Diskussion zu einem aktuellen Thema aus Kirche und



Foto: KHG

Gesellschaft gewidmet. Das Programm wird daher erst 14 Tage vor der Veranstaltung geplant und 10 Tage vorher bekannt gegeben. Die Reihe startete im Oktober 2014 mit einer Diskussion zur Novelle des Islamgesetzes und wurde im November mit einer Debatte über Bioethik und „Sterbehilfe“ fortgesetzt. Der jüngste „Treffpunkt Montag“ im März 2015 widmete sich unter dem Motto „Katechismus zu studieren reicht nicht“ (Papst Franziskus) dem Rückblick auf 2 Jahre Pontifikat von Papst Franziskus und Perspektiven für die Zukunft der Kirche. An der Diskussion nahmen neben dem engagierten Publikum Mag.^a Astrid Polz-Watzenig, Gemeinderätin der Grünen, Mag. Hermann Glettler, Pfarrer von St. Andrä, und Prof. Pablo Argarate, Argentinier und Professor an der Kath.-Theol. Fakultät in Graz, teil.

Peter Rosegger

LIEBE FREUND:INNEN DER KATHOLISCHEN HOCHSCHULGEMEINDE!

Den KHG-Spirit erleben und die Arbeit im Quartier Leech unterstützen. Deshalb gibt es die „KHG Community Graz – Verein zur Förderung der Katholischen Hochschulgemeinde“. Wir nehmen mit Persönlichkeiten Kontakt auf, die während ihrer Studienzeit



die KHG als Ort des Denkens+Glaubens, der Kunst und Kultur, der akademischen und der persönlichen Weiterentwicklung sowie der gelebten Verantwortung in der Gesellschaft erlebt haben.

Vor zwei Jahren wurden die Häuser der KHG und des Afro-Asiatischen Institutes generalsaniert und ihre Zusammenarbeit im Modell „Quartier Leech“ intensiviert. Das „Durchstarten“ mit dem „Quartier Leech“ und das bevorstehende 70jährige Jubiläum der Gründung der KHG 1946 ist Anlass, unsere Community mit einer Mitgliederwerbung über Generationen und Grenzen hinweg in die Zukunft zu führen.

Deshalb bitten wir Sie um Ihre Unterstützung und Ihren Beitritt (€ 20,-/Jahr; Studierende € 10,-). Informationen finden Sie auf www.khg.graz-seckau.at oder bekommen Sie unter community@khg-graz.at

Herzliche Grüße!

Dr. Brigitta Kunisch, Vorsitzende
MMag. Alois Kölbl, Hochschulseelsorger

LITURGISCHER WOCHENPLAN

für die Vorlesungszeit

- SO** 19:30 **Universitätsmesse in der Leechkirche**, Zinzendorfsgasse
- SO** 11:30 **Messe im Grazer Dom**, Burggasse
- SO** 11:00 **Messe in der Pfarrkirche St. Leonhard**, Leonhardplatz
- SO** 18:15 **Messe in der Stadtpfarrkirche**, Herrengasse
- MO – FR** 12:00 **„Break4Prayer“**, Hauskapelle, Leechgasse 24/II
- MO** 8:00 **Messe in der Hauskapelle der Helferinnen**, Leechgasse 34
- DI** 7:15 **Messe in der Leechkirche**, Zinzendorfsgasse mit anschl. gemeinsamen Frühstück
- MI** 18:00 **Gottesdienst** laut Aushang **in der Leechkirche**, Zinzendorfsgasse oder **in der Hauskapelle des Priesterseminars**, Bürgergasse 2
- DO** 7:15 **Messe in der Hauskapelle**, Leechgasse 24/II mit anschl. gemeinsamen Frühstück
- FR** 7:15 **Messe in der Kapelle des John Ogilvie Hauses**, Zinzendorfsgasse 3

KATHOLISCHE 
KIRCHE STEIERMARK

Wir bitten Sie um die Unterstützung unserer Arbeit mittels beigelegtem Erlagschein. Herzlichen Dank!
Katholische Hochschulgemeinde Graz
Stmk. Bank u. Sparkassen AG
Kto-Nr: 03300 700543
BLZ: 20815
IBAN: AT312081503300700543
BIC: STSPAT2G
Verwendungszweck:
DENKEN+GLAUBEN/440020/42/913

Impressum

DENKEN + GLAUBEN
Zeitschrift der Katholischen Hochschul-
gemeinde für die Grazer Universitäten und
Hochschulen

Chefredaktion:
Mag. Peter Rosegger

Redaktion:
Jennifer Brunner, MA
Mag. Martin Gsellmann
Mag. Harald Koberg
Mag.^a Martina Linzer
Dr. Florian Mittl
Mag.^a Gudrun Pichler
Bernadette Prassl
Mag.^a Helga Rachtl
Günter Schuchloutz
Dr. Florian Traussnig

Medieninhaber und Herausgeber:
Katholische Hochschulgemeinde Graz
MMag. Alois Kölbl, Leechgasse 24, 8010 Graz
Tel. 0316/322628
<http://www.khg-graz.at>

Layout und Satz:
Wolfgang Rappel

Druck:
Universitätsdruckerei Klampfer,
St. Ruprecht an der Raab

Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht die Meinung der Redaktion bzw. des Herausgebers wiedergeben.

Soweit es möglich war, hat die Redaktion die ©-Fragen zu den Fotos geklärt. Nicht erwähnte InhaberInnen von Bildrechten werden gebeten, sich unter rosegger@khg-graz.at zu melden.

Abo-Bestellung: rosegger@khg-graz.at

Cover:
Franz Konrad, Kunststarm, 2015. © Konrad



VORSPRUNG INDUSTRIE

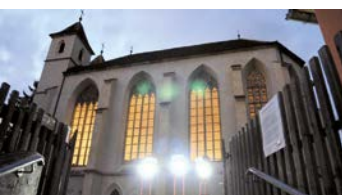
Steirische Industriebetriebe gestalten die Zukunft wegweisend mit und investieren jährlich 1,3 Mrd. Euro in Forschung und Entwicklung. Mit einer F&E-Quote von 4,7 Prozent ist die Steiermark klare Nummer 1 in Österreich.



Einer nachhaltig guten Qualität des Lebens verpflichtet.

www.iv-steiermark.at

KHG-ANKÜNDIGUNGEN



LANGE NACHT DER KIRCHEN 2015

Informationen: www.khg-graz.at
FR 29. MAI 2015, ab 18:00
Leechkirche, Zinzendorfsgasse, 8010



WORKCAMP IN SIEBENBÜRGEN (RUMÄNIEN)

Durch die Mithilfe auf dem Hof, dem Feld und im Wald einen Einblick in die siebenbürgische Lebensrealität, Kultur und Mentalität erhalten.

Begleitung: **P. Albert Holz knecht SJ, Sr. Regina Stallbaumer sa**
Ort: Sândominic (Csikszentdomokos), Rumänien
Anmeldung bei: Sr. Regina Stallbaumer sa, P. Albert Holz knecht SJ
Vortreffen: wird mit den TeilnehmerInnen vereinbart

DI 1. SEP – FR 11. SEP 2015
in Kooperation mit der KSG Leipzig



BIENNALEFAHRT

Leitung: **HS Alois Kölbl** und **Roman Grabner** (Universalmuseum Joanneum)
Kosten (Eintritte, Führung, Bootsfahrten, Unterkunft mit Frühstück, Busfahrt Graz-Venedig-Graz): € 210.- (im Doppelzimmer), € 150.- (für Studierende im Mehrbettzimmer), € 260.- (im Einzelzimmer)
Anmeldungen sind ab sofort möglich: khg@khg-graz.at / (0316) 32 26 28

FR 11. SEP – SO 13. SEP 2015
Der Beitrag für die Studierenden wird vom Forum GWK finanziell unterstützt!

- FR
1

 ab 11:00 **KIRCHWEIHFEST DER UNIVERSITÄTSKIRCHE MARIA AM LEECH**
 Festgottesdienst, danach Kulinarik, Musik und Bücherbazar!
Leechkirche, Zinzendorfsgasse, 8010 (in Kooperation mit Books4Life)
- DO
7

 18:00 **„ÜBER DAS MEER“**
 Lesung mit **Wolfgang Bauer** (DIE ZEIT)
Murinsel, Mariahilferplatz 1, 8020
- MO
11

 19:30 **TREFFPUNKT MONTAG**
 Aktuelle Themen in Kirche und Gesellschaft umfassend und prägnant diskutiert.
Bildungshaus Mariatrost, Kirchbergstraße 18, 8044
- FR
14

SO
17

KHJ-STERNWALLFAHRT
 Zu Fuß oder mit dem Fahrrad nach Admont/Frauenberg.
17. MAI, 11:30 Wallfahrtsmesse, Wallfahrtskirche Frauenberg
Informationen: www.khg-graz.at
- DI
19

 19:30 **GEISTERSTUNDE: DIE PRAXIS DER UNBILDUNG**
Prof. Dr. Konrad Paul Liessmann spricht über sein jüngstes Buch und über Chancen und Herausforderungen für die Zukunft der Bildung.
QL-Vortragssaal, Leechgasse 24/1. Stock, 8010
- MI
20

 ab 17:00 **BRUCK'N BAU'N**
Ein interkultureller und interreligiöser Song Contest im Quartier Leech
 10 Bands – eine Bühne – ein Wettbewerb! Anschließend Heimfest der Studierenden des QL
Quartier Leech, Leechgasse 24, 8010
- DO
22

DI
26

PFINGSTEN IN LEIPZIG
Reiseleitung: HS Alois Kölbl und P. Albert Holzknacht SJ
Kontakt und Anmeldung: hochschulseelsorger@khg-graz.at
- DI
26

 19:00–20:00 **TAIZÉ-GEBET**
weiterer Termin: 30. JUN
Stiegenkirche, Sporgasse 23 a, 8010
SO 11. – SO 26. JUL Fahrt nach Taizé
- DO
28

 19:30 **PSYCHOLOGICUM: „MACHT UNS DIE GESELLSCHAFT PSYCHISCH KRANK?“**
Moderation: Dr. Josef Zollneritsch
QL, Leechgasse 24, 8010

ÜBERSCHREITUNGEN

Überschreitungen sind manchmal notwendig. Ungerechtigkeit und Borniertheit muss durch Empathie und Gerechtigkeit begegnet werden. Überschreitungen sind aber keine Qualität für sich, sondern genau zu reflektieren. Nicht jeder, der Grenzen überschreitet, ist deswegen schon ein Genie – aber auch nicht jeder, der das kritisiert. Oft genug wird dabei auf beiden Seiten Egoismus mit Staatsräson maskiert. Überschreitungen brauchen daher immer eine Differenzierung und die Option für das Gute. Papst Franziskus ermutigt uns, Grenzen, hinter die wir uns selbstzufrieden zurückziehen, zu überschreiten. Das ist stressig, aber es lohnt sich.

Peter Rosegger, Chefredakteur

- DI
9

 19:30 **DAS LEBEN WAGEN**
 Für junge Erwachsene, die ihren Lebensweg suchen
Infos: stallbaumer@khg-graz.at
John-Ogilvie-Haus, Zinzendorfsgasse 3, 8010
- MI
17

 19:00 **ESSEN – REDEN – BETEN**
Anmeldung: stallbaumer@khg-graz.at
Haus der Kongregation der Helferinnen, Leechgasse 34, 8010
- SO
21

 17:00 **SCHLUSSGOTTESDIENST**
 des Akademischen Jahres für die Grazer Universitäten und Hochschulen
 mit **Diözesanbischof Dr. Wilhelm Krautwaschl**
Dom zu Graz, Burggasse 3, 8010

KHG-SOMMERAKTIVITÄTEN 2015

- SA
19

SA
26

 Juli **WANDEREXERZITIEN AUF DEM SALZBURGER ALMENWEG**
Anmeldung: holzknecht@khg-graz.at
- MO
27

SO
02

 Juli, August **SALZBURGER HOCHSCHULWOCHEN „PREKÄRE HUMANITÄT“**
 Die KHG kann wieder Teilnahmestipendien vergeben.
Anmeldung: rosegger@khg-graz.at
- DO
2

 19:00 **VERNISSAGE: STEFAN GLETTLER – RÖTLICHGRÜN, GELBLICHBLAU**
QL-Galerie, Leechgasse 24, 8010